

Cora Stephan

Ab heute heiÙe ich

Margo

Roman

Kiepenheuer
& Witsch

Ein ausführliches Personenverzeichnis
finden Sie am Ende des Buches.



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2017

© 2016, 2017, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in
irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein
anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlaggestaltung: Barbara Thoben, Köln
Umschlagmotiv: © Getty Images/George Marks
Gesetzt aus der Stempel Garamond
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-462-05064-6

Ja, sie hatte ein Junge werden sollen, das hatte er ihr oft genug gesagt. Gerwulf hätte der Erbprinz heißen sollen, alter germanischer Adel sozusagen. Stattdessen war sie gekommen. Aus lauter Enttäuschung darüber hatte Vater eine Woche lang kein Wort mit seiner Frau gesprochen, das wusste sie von Tante Mienchen. Zwei Jahre später kam endlich ein Junge, sie taufte ihn Gernot, doch das Kind starb vier Wochen später an Diphtherie. Und dann wurde Gerda geboren, wieder ein Mädchen, was schlimm genug war. Noch schlimmer: Das Kind hatte eine Versteifung am linken Fuß, keine wirkliche Behinderung, aber Vater gab Mutti die Schuld daran.

Seine verkniffenen Augen unter den buschigen Augenbrauen, seine Mundwinkel, die immer nach unten zeigten – manchmal hasste sie ihn. Sie war dreizehn gewesen, als sie ihre Mutter auf dem Friedhof gefunden hatte, weinend neben Gernots Grab, eine Glasscherbe in der Hand. Seither wusste Margarete, dass sie auf sie aufpassen musste. Abends trank er oft mehr, als er vertrug. Sie hörte ihre Mutter nachts leise weinen, wenn er wieder geschimpft und getobt hatte.

»Weitere Schuljahre sind Zeitverschwendung«, bellte er hinter seiner Zeitung, über der Zigarrenqualm aufstieg. »Wenn du Glück hast, heiratet dich jemand, dafür braucht man keine höhere Bildung.«

Heiraten? Wovon redete er bloß?

»Hörst du mir überhaupt zu?« Endlich sah ihr Vater auf.

Margarete hielt die Luft an. Nein, sie würde den Blick nicht senken, nein, sie würde nicht klein begeben. Sie hob das Kinn.

»Was glotzt du so? Konzentrier dich gefälligst, wenn ich mit dir spreche! Kaum zu glauben, dass deine Lehrerin dich bis zum Abitur auf der Schule lassen will!«

Margarete starrte ihm sekundenlang ins Gesicht, das sich zu röten begann. Und dann hätte sie beinahe gelacht. Darum ging es also! Fräulein Tenzer hatte Vater wieder einmal von ihrer Begabung vorgeschwärmt. Sie hätte der Lehrerin gleich sagen können, dass er auf diesem Ohr taub war.

»Ich werde deinen Vater davon überzeugen, dass du studieren musst, Margarete.« Die Tenzer hatte leuchtende Augen und gerötete Wangen gehabt. »Tenzer auf Mission«, nannten sie das in der Klasse. Und vielleicht wäre es ihr ja auch gelungen – Vater liebte Schmeicheleien. Aber in diesem Fall war nicht er das entscheidende Hindernis. Es war Margarete selbst, die nicht mehr zur Schule gehen wollte. Sie hatte andere Pläne.

»Fräulein Tenzer ...«

Er fuhr ihr ins Wort. »Was dein Fräulein Lehrerin sagt, interessiert mich nicht. Du beendest in diesem Jahr die Schule.«

»Ja, Vater«, sagte sie.

»Außerdem wirst du zu Hause gebraucht. Schluss der Debatte.«

Das sagte er immer, wenn er etwas entschieden hatte, selbst wenn es niemand gewagt hatte, ihm zu widersprechen.

»Deine Mutter kommt kaum noch nach mit den einfachsten Dingen.«

Seine Frau konnte ihm nie etwas recht machen. Was war das kürzlich für ein Theater gewesen, als er Klümpchen in der Suppe gefunden hatte! Oder als sie vergessen hatte, ihm seine Zigarre zurechtzuschneiden!

»Auf deine Schwester kann sie nicht zählen.«

Natürlich nicht, dachte Margarete. Die muss ja geschont werden.

»Und was hast du überhaupt mit deinen Haaren ge-

macht? Du siehst aus wie eine aus der Gosse. Morgen möchte ich dich mit einem vernünftigen Haarschnitt sehen.«

»Ja, Vater«, sagte sie und versuchte, nicht allzu erleichtert auszusehen.

In der Küche umging sie der Dampf aus Kochtopf und Abwaschschüssel. Mutter hatte die roten Arme tief im schaumigen Wasser versenkt.

»Fang!« Gerda warf ihr ein Geschirrtuch zu. »Hat er dir den Kopf abgebissen? Du siehst ziemlich ramponiert aus!«

Ihre Mutter reichte Margarete einen tropfnassen Teller. »Sie hat sich die Zöpfe abgeschnitten«, seufzte sie. »Ihre schönen langen Haare.«

»Auweia. Und? Was hat er gesagt?«

»Nichts.« Margarete wienerte den Teller, bis er quietschte. »Außer dass ich von der Schule abgehen soll.«

»Oh«, machte Gerda.

»Ist mir nur recht. Ich habe mich um eine Stelle beworben.«

»Soso«, murmelte Mutter und reichte ihr eine seifige Kaffeetasse. Sie hatte wieder einmal nicht zugehört.

»Als Friseur, nehme ich an. Wenn man dich so sieht.« Gerda ließ Messer und Gabeln geräuschvoll in die Besteckschublade fallen.

»Ja, ich weiß, du hast die Intelligenz mit Löffeln gefressen, Schwesterchen«, antwortete Margarete spitz.

»Hört auf zu streiten. Wir bekommen nachher Gäste. Die Gläser müssen poliert werden. Und Margarete, stell bitte den Sherry und den Portwein raus.«

»Und vergiss nicht Vaters stinkende Zigarren.« Gerda rümpfte die Nase.

Margarete stellte die Tasse zu den anderen auf dem

Tisch. »Übrigens habe ich bereits eine Lehrstelle. Falls das jemanden interessiert.«

»Wie bitte? Das nenn ich Mut.« Gerda hatte etwas völlig Ungewohntes im Blick. Es sah fast wie Anerkennung aus.

»Ab dem 1. April. Bei Photo-Werner. Im Büro. Ich werde Bürokaufmann.«

»Margarete!« Jetzt endlich war ihre Mutter bei der Sache. »Das ist nicht dein Ernst, Kind. Weiß Vater davon?«

»Nein.« Margarete seufzte tief auf. »Ich dachte, du ...«

»Ich?« Ihre Mutter wurde erst rot, dann weiß im Gesicht. »Ich werde mich hüten. Die Suppe löffelst du selber aus. Er schätzt keine Eigenmächtigkeit, das weißt du doch.«

Oh ja. Er würde seine Wut erst an ihr und dann an Mutti auslassen.

»Außerdem kann ich deine Hilfe im Haushalt gut gebrauchen. Hast du denen in diesem Foto-Laden etwa zugesagt?«

»Nein. Ja. Ich dachte, ich frag erst einmal, ob sie mich überhaupt wollen.«

Ihre Mutter trocknete sich die Hände an der Schürze ab und schüttelte den Kopf. »Was du willst und was die wollen, spielt keine Rolle. Was dein Vater will, ist das Entscheidende.«

Margaretes Mut verflog. Mutter hatte recht. Sie brauchte seine Zustimmung, und das schon bald, denn eine Lehrstelle bei Photo-Werner war begehrt.

»Mutti ...« Sie zögerte. Merkte sie denn gar nicht, dass ihre Älteste als Hausfrau völlig ungeeignet war? Spürte sie nicht, dass sie unabhängig sein musste? Dass sie nicht so enden wollte – wie ihre Mutter?

»Ich bekomme 13 Mark 20«, sagte sie schnell. »Im Monat. Im zweiten Lehrjahr 21 Mark. Und im dritten Lehrjahr ...«

Mutter schüttelte noch immer den Kopf. Aber man sah ihr an, dass sie nachdachte. Geld war das Zauberwort. Geld war immer ein Thema zu Hause. Hugo Hegewald wollte so leben, wie er glaubte, es verdient zu haben, auch wenn sein Gehalt beim Finanzamt dem nicht entsprach. Für seine Stammtischbesuche im Damhirsch musste Geld da sein, ebenso für Zigarren oder ein neues Hemd. Vielleicht war genau das der richtige Ansatz?

»Ich möchte zu unserem Lebensunterhalt beitragen«, sagte sie vorsichtig. »Das müsste er doch einsehen, oder?«

»Wenn du für Kost und Logis bezahlst ...« Man sah ihrer Mutter an, dass sie im Kopf durchrechnete, was sie dafür ansetzen konnte. Endlich nickte sie. »Ich rede noch heute Abend mit Vater. Wenn die Gäste gegangen sind.«

Und wenn er genug Portwein getrunken hat, um zutraulich zu werden, aber nicht zu viel für einen Wutanfall. Man muss mit Männern geschickt umgehen, pflegte Mutti zu sagen. Diplomatisch. Als ob das bei diesem Mann jemals funktioniert hätte.

»Aber morgen gehst du zum Friseur und lässt dir die Haare in Ordnung bringen.«

Margarete drückte Gerda das feuchte Geschirrtuch in die Hand und fiel ihrer Mutter um den Hals.

Endlich waren die Gäste gegangen, um die ihr Vater herumscharwenzelt war, wohl, weil er hoffte, Sturmbannführer Wilhelm Gärtner, der in Uniform gekommen war, würde bei der Partei ein gutes Wort für ihn einlegen. »Man möchte doch seinen Teil beitragen zum Wohle des Vaterlandes.«

Margarete lag noch lange wach im Bett und lauschte bang den Geräuschen aus dem Schlafzimmer nebenan. Sie hörte Mutti murmeln, ihr Vater bellte zurück, dann klatschte es und ihre Mutter gab einen leisen Schmerzens-

laut von sich. Am liebsten wäre sie aufgestanden, hinübergegangen, und ... Und was? Mutter war nicht zu helfen.

Dennoch hatte sie ein schlechtes Gewissen. Wo war ihr Mut geblieben? Wieso hatte sie ihrem launischen Vater nicht ins Gesicht geblickt und ihm ihre Pläne gestanden? Sie schlief viel zu spät ein und träumte schlecht von einer Heirat mit Sturmbannführer Gärtner, diesem unansehnlichen Frosch, der viel zu alt für sie war und längst eine Ehefrau hatte.

Am nächsten Tag schwänzte sie den Unterricht, denn so, wie sie jetzt aussah, konnte sie sich in ihrer Klasse nicht blicken lassen. »So schöne Haare«, seufzte Meister Hoffmann, als sie ihm die abgeschnittenen Zöpfe gab. »Schade drum.« Sie sah ungerührt in den Spiegel, als er die Schere ansetzte.

Der elegante Kurzhaarschnitt, links gescheitelt mit leichter Welle, stand ihr, so sah sie beinahe erwachsen aus. Und genauso fühlte sie sich auch.

30. Dezember 1936

*Liebes Tagebuch,
das neue Jahr muss, es wird herrlich werden! Ich bin
meinen Lebenszielen ein großes Stück näher gerückt.
Am 1. April beginnt meine Lehrzeit bei Photo-Werner,
Photo-Handlung und -Atelier, in der Adolf-Hitler-
Straße 77. Monatslohn: 13 Reichsmark und 20 Pfennige.
Vater wird fast alles davon einkassieren. Aber er hat
zugestimmt. In drei Monaten bin ich frei! Ich kann es
gar nicht erwarten.
Ich habe mir geschworen, mich von nichts und
niemandem abhängig zu machen. Mutti zeigt mir,
wohin das führt, wenn man einem Manne untertan ist:
in die Sklaverei. Welcher Mann kann schon eine Frau*

respektieren, die nicht auf eigenen Beinen steht? Jedenfalls keiner, den ich respektieren kann.

Waltraud fiebert mit mir. Die anderen verstehen mich nicht, diese braven Mädchen mit ihren Zöpfchen. Ihre höhere Bildung wird ihnen nichts nützen. Im neuen Deutschland brauchen wir keine Putzfrau, die fließend Französisch spricht, und keine Haushälterin, die den »Faust« auswendig kann. Das ist nicht das, was der Führer will. Die deutsche Frau soll die Gefährtin des Mannes sein, seine Kampfgenossin!

Wer immer er ist, wann immer er vor mich tritt, der Mann, der zu mir gehört: Ich werde ihn erkennen, und ich werde alles tun, um sich seiner würdig zu erweisen.

II

In der Schule wurde die neue Frisur bestaunt. Nicht von den Lehrern, natürlich. »Aber Kind! Deine schönen Zöpfe!« Fräulein Tenzer. Was die wohl sagen würde, wenn sie erführe, dass ihre ach so begabte Schülerin am 1. April eine Lehre begann?

In der großen Pause zeigte sich, wer auf Margaretes Seite stand und wer nicht. Die Gärtner-Zwillinge mit ihren festgezurrtten blonden Zöpfen und blütenweißen Kniestrümpfen an den drallen Beinen würdigten sie keines Blickes. Zum zehnten Geburtstag der beiden war sie einmal bei den Gärtners eingeladen gewesen, in ihre Villa in bester Lage am Adolf-Hitler-See. Von der Küche im Souterrain ging ein Speiseaufzug hoch zum Esszimmer in der Beletage, das hatte sie damals sehr beeindruckt. Auch dass es nicht nur ein Herren-, sondern auch ein Damenzimmer gab und eine Bibliothek mit Bücherregalen bis an die Decke, an jeder Wand. Das wäre was für Gerda gewesen, den

Bücherwurm. Im Eingangsbereich war der Boden mit Terrazzo ausgelegt, oben gab es Parkett. Kein Vergleich mit der Etagenwohnung, in der die Hegewalds wohnten.

Erst recht kein Vergleich mit Waltraud Skrodzki's Lebensumständen. Waltraud's Eltern kamen ursprünglich aus Ostpreußen, aber die Familie hatte ein abenteuerliches Leben geführt: Zuerst waren sie nach Argentinien ausgewandert und enttäuscht zurückgekehrt. Nach der Rückkehr hatte Waltraud's Vater erst ein Kino in Anklam gepachtet und dann in Nordhausen am Harz einen Gemüseladen betrieben. Schließlich waren die Skrodzki's nach Stendal umgezogen.

Margarete hatte Waltraud ein einziges Mal besucht, als sie eine Karte für eine Musikaufführung übrig hatte, und war tief erschrocken gewesen. Die ganze Familie hauste in zwei Dachkammern, zu denen man nur über einen Trockenboden gelangte, in dem allerhand Gerümpel stand. Waltraud's Mutter war dünn und blass und hatte kein Wort gesagt, ihr Vater hatte zur Begrüßung bloß genickt, ohne dem Besuch die Hand zu geben. Margarete hatte so getan, als ob sie das ganz normal fände. Aber sie wusste nun, warum Waltraud ihre intimsten Gedanken mit ihr teilte: Sie war die Einzige, die gesehen hatte, wie die Freundin lebte, und sie hatte das nie auch nur erwähnt, schon gar nicht vor anderen.

Waltraud stand zu ihr, die blonde Waltraud mit den wasserblauen Augen, die immer in dicken Wanderschuhen herumlief. Sie wollte das Gleiche, was Margarete wollte: unabhängig sein und frei.

»Dein alter Herr hat also nichts dagegen?«

»Mutti hat ihn überredet. Mein Lehrgeld geht zu drei Vierteln in die Haushaltskasse. Das war das schlagende Argument.«

»Dann muss dein Reichtum wohl noch ein bisschen warten.« Waltraud grinste.

»Aber der Tag wird kommen!« Margarete hob die Hand wie zum Schwur.

»Na, ihr Klatschtanten?« Toni Seliger stand hinter ihr, Margarete hatte sie nicht kommen sehen.

Toni, die eigentlich Antonia hieß, war ein ganz anderer Menschenschlag als Waltraud, doch auch sie war eine Außenseiterin, obwohl jeder in Stendal ihre Eltern kannte. Besser gesagt: weil ihre Eltern bekannt waren wie Paradiesvögel.

Vater sah es nicht gern, dass Margarete mit Toni verkehrte. »Das ist kein Umgang für Leute wie uns«, pflegte er zu sagen. »Politisch unzuverlässig«, hatte er die Seligers mal genannt. Aber wahrscheinlich gefiel ihm nur nicht, dass sie so ganz und gar unbürgerlich waren. Herr Seliger leitete das Theater von Stendal, ein unscheinbares Fachwerkhaus hinter dem Mönchskirchhof, und trug sein schwarz gefärbtes Haar schulterlang über theatralisch weiten, kragenlosen weißen Hemden. Frau Seliger gab Gesangsunterricht und liebte wallende Gewänder. Während andere zu einer Abendgesellschaft einluden, hieß das bei Seligers »Soiree«, mit Musik und »gepflegter Unterhaltung«, wie Tonis Mutter das nannte. Margarete hoffte seit Langem auf eine Einladung – und fürchtete sich zugleich davor.

Der Grund war Henri. Sie kannte Tonis Bruder seit Urzeiten, als er noch aufs Gymnasium ging und seine Schulmütze verwegen schräg trug. Damals hatte er sich für die »albernen Gören«, die seine Schwester mit nach Hause brachte, nicht die Bohne interessiert. Das hatte sich gründlich geändert.

»Du hast einen Verehrer«, hatte Waltraud ihr zugeflüstert, als er vor ein paar Wochen Toni von der Schule abholte.

»Ach was, das ist Henri, der ist harmlos«, hatte sie geantwortet und zu ihm hinübergeschickt. Er war gewiss kein germanischer Held, sondern eher kurz und dunkel geraten, aber er hatte sich verändert, seit er in Breslau Jura studierte. Er war richtig männlich geworden. Und es stimmte: Er machte ihr schöne Augen. Sie hatte ihm den Rücken zugekehrt. Klar mochte sie ihn, er war ein netter Kerl. Aber mehr auch nicht.

Henri war nicht der Mann, auf den sie wartete. Sie wusste, wie es sich anfühlen würde, wenn der Richtige vor ihr stünde. Bei Henri spürte sie rein gar nichts.

»Das muss der Neid dir lassen: Die neue Frisur kleidet«, sagte Toni und strich sich eine glänzende Haarsträhne aus dem Gesicht. »Mein Fall wäre das allerdings nicht.«

Natürlich nicht. Toni sah aus wie Schneewittchen: Haare schwarz wie Ebenholz, Haut weiß wie Schnee und Lippen so rot wie Blut. Zu der passte kein moderner Haarschnitt.

»Außerdem frage ich mich, was du uns mit deiner Verwandlung sagen willst?«

»Nichts, Toni. Nur, dass man alte Zöpfe auch abschneiden kann.« Margarete lächelte unschuldig.

»Gretl verabschiedet sich so langsam von uns«, sagte Waltraud. »Wir sind ihr zu kindisch.«

Der Gong ertönte. »Damit dürft sie recht haben, jedenfalls, was dich betrifft.« Toni drehte sich um und schlenderte zum Schulportal.

Die nächsten Wochen vergingen viel zu langsam. Die Schulkameradinnen wurden ihr von Tag zu Tag fremder mit ihrer kindlichen Bravheit und dem ganzen altklugen Geplapper. Nein, sie empfand keinen Abschiedsschmerz, und als der Zeitpunkt näher rückte, gab es keine Gelegenheit mehr zum Abschiednehmen. Eine Typhusepide-

mie sorgte dafür, dass alle Schulen geschlossen wurden, sodass ihr die mitleidvollen Blicke der einen und die hämischen Bemerkungen der anderen erspart blieben. Sie gehörte schon jetzt nicht mehr zu ihnen.

In ein paar Wochen war sie Mitglied der arbeitenden Klasse. Dann würde sie zum ersten Mal pünktlich um Viertel vor acht vor der Tür von Photo-Werner stehen. Dann konnte das wahre Leben beginnen. Bis dahin genoss sie etwas gänzlich Ungewohntes: Freiheit.

III

Margarete schief bei offenem Fenster und zurückgezogenen Vorhängen, damit sie von der aufgehenden Sonne geweckt wurde, von dieser unbeschreiblich zartgoldenen Röte, die seit Tagen den Morgenhimmel verzauberte. In der Zeitung stand, dass der März 1937 der sonnigste März seit Menschengedenken sei. Noch nie war ihr Stendal so großartig vorgekommen. Die Luft war mild und weich, ein sanfter Wind wehte, die Bäume und Sträucher am Adolf-Hitler-See bedeckten sich mit zartem Flaum und die Forsythien prangten in strahlendem Gelb. Sie genoss die ungewohnte Freiheit, durchstreifte die Stadt, vom Rathaus mit dem Roland zu den Kasernen, vom Alten Dorf mit dem Winckelmann-Denkmal bis zur Windmühle in Wahrburg.

Bereits zweimal war sie die Strecke abgegangen, die sie künftig täglich gehen würde, von der Wohnung in der Blumenthalstraße 47 zu Photo-Werner in der Adolf-Hitler-Straße 77. Dreimal die Sieben! Das musste ja Glück bringen! Sie brauchte exakt achtzehn Minuten, wenn sie durch die Nicolaistraße und am Dom entlangging, und eine Viertelstunde, wenn sie sich beeilte. Bei ihrem

zweiten Besuch hatten alle Häuser in der Straße geflaggt. Der Führer beschützt mich, dachte sie, es gefiel ihr, sich einzubilden, dass das Rot der Hakenkreuzfahnen sie willkommen hieß.

Lange stand sie vor dem Geschäft mit der beeindruckenden Fensterfront. Satt glänzendes dunkles Holz rahmte die beiden Schaufenster, der obere Teil der Eingangstür war aus Milchglas, in das Blumengirlanden eingätzt waren. Auf dem hölzernen Baldachin über den Fenstern und der Tür stand in goldenen Lettern »Photographie«, im holzgetäfelten Aufgang zum Laden konnte man auf der rechten Seite »Photographische Bedarfs-Artikel« lesen und links »Photokunst-Studio Otto Werner«.

Zwei opake Kugellampen beleuchteten die Auslagen in den beiden Fenstern. In der Mitte des linken Fensters thronte eine Kamera, Margarete hatte ihren Namen auswendig gelernt: eine Voigtländer Superb mit zwei Linsen. Neben dem aktuellen Deutschen Kamera-Almanach lag eine Agfa-Box und davor, auf rotem Samt, eine Leica, die so winzig war, dass sie bequem in eine Damenhandtasche passte.

Margarete verstand nichts von der Technik des Fotografierens, aber sie glaubte fest daran, dass dem Fotografieren die Zukunft gehörte. Alle wichtigen Ereignisse, von der Geburt bis zum Tod, konnten mit dem Fotoapparat in Sekundenschnelle für die Nachwelt festgehalten werden. Während man früher den Maler bezahlen musste, damit er ein Porträt anfertigte, auf dem man sich hoffentlich ähnlich sah, ging man heute zum Fotografen und musste mit der Wirklichkeit zufrieden sein, aber wenigstens erkannte man sich wieder. Die Reichen hatten ihre kunstvollen Büsten und Gemälde, die Armen würden sich irgendwann eine Fotografie leisten können. In ein paar Jahren würde jeder fotografieren.

Edel sahen sie aus, die Porträtfotos in der Auslage des rechten Fensters, von Täuflingen und Jubilaren und Hochzeitspaaren. Ob man Otto Werner um ein Porträt bitten konnte? Oder war das zu teuer? Sie nahm sich vor, jeden Monat etwas dafür zurückzulegen.

Doch da gab es auch ein paar Kleinigkeiten, die sie unsicher machten. Keiner der Männer auf den Fotos trug eine Uniform, und das Bild des Führers stand versteckt hinter einem Reklameschild für Agfa. Geflaggt hatte Otto Werner auch nicht. Musste man sich Sorgen machen, was seine Zuverlässigkeit betraf? Doch war das nicht egal, solange er sich als guter Fotograf erwies?

Endlich war der Tag gekommen. Mit klopfendem Herzen stand sie vor der Ladentür, nicht eine Minute zu früh oder zu spät. Sie wollte nicht gleich am ersten Tag auffallen, und das war ihr wohl gelungen, denn niemand nahm auch nur Notiz von ihr. Nur eines der Mädchen, das zehn Minuten später kam, hielt ihr die Hand hin, eine Blonde mit auffallend weiblichen Rundungen und einem strahlenden Lächeln: »Ich heiße Marianne. Labor, zweites Lehrjahr.«

Otto Werner stürmte erst eine Stunde später herein, sagte »Ah, da ist ja die Neue«, und stürmte gleich wieder hinaus, nach seiner Frau Inge rufend, von der es hieß, sie sei »die Seele des Geschäfts«.

Margarete hatte zwar befürchtet, dass es eine Art Rede geben würde und sie so etwas wie ein Treuegelöbnis abzulegen hatte, aber dass nun rein gar nichts passierte, war ihr auch nicht recht. Denn laut Lehrvertrag war der Lehrherr verpflichtet, in seinen Schutzbefohlenen »die für einen deutschen Kaufmann und Volksgenossen notwendigen charakterlichen Kräfte zu wecken und zu pflegen, insbesondere sie zur Treue, Ehrbarkeit und Arbeitssamkeit anzuhalten«. Dazu gehörte ja wohl mehr als eine

flüchtige Begrüßung! Der Empfang enttäuschte sie ein bisschen.

»Bei der Chefin musst du aufpassen«, flüsterte Marianne ihr zu. »Die tut schießfreudlich, aber wenn du wirklich mal was verbockst, gibt's eine Gardinenpredigt, bei der dir die Ohren abfallen.«

Endlich nahm Frau Werner ihren neuen Lehrling zur Kenntnis, sagte: »Ach, da sind Sie ja«, und schickte sie zum Fensterputzen nach draußen. Es war ein kühler Tag, aber Margarete schwitzte in ihrem weißen Kittel. Sie hoffte inständig, dass keine ihrer ehemaligen Klassenkameradinnen sie bei solch beschämender Arbeit ertappte.

Nein, so hatte sie sich die Sache mit der Lehre nicht vorgestellt, doch so ging es in den nächsten Tagen weiter. Obwohl der Laden jeden Abend um 19 Uhr geschlossen wurde, blieb sie länger, weil sie auch die Geschäftsräume zu reinigen und zu bohnen hatte.

Ihre Mutter wusste, dass sie ungerne putzte. Als Margarete sich eines Abends nach einem langen Tag mit Feudel und Seifenlauge bei ihr beklagte, sagte sie: »Nichts lernt man besser kennen als das, was man putzen muss.« So hatte sie das noch gar nicht gesehen, doch genauso war es. Nach zwei Wochen wusste Margarete, wo der Chef eine Flasche mit Nordhäuser Korn versteckte, die Chefin ihre Modezeitschriften und Marianne die Schokolade. Sie kannte alle Ecken von Photo-Werner, auch wenn sie gewiss noch längst nicht alle Geheimnisse gelüftet hatte.

Wer den Laden betrat, landete als Erstes in einem nicht sehr geräumigen Vorraum, in dem sich eine hohe Theke mit einer imposanten silbernen Registrierkasse befand. An der Wand hinter der Theke gab es ein Regal mit schmalen Fächern, jedes gerade so groß, dass einer der flachen Kartons für die entwickelten Fotos bequem hinein-

passte. Die Fächer waren in alphabetischer Reihenfolge ausgezeichnet, sodass die Kartons unter dem Kundennamen abgelegt werden konnten. Neben der Theke stand ein bequemer Polsterstuhl, fast schon ein Sessel, mit grünem Chenille bezogen, auf dem die Kunden saßen und warteten, die fotografiert werden wollten.

Ins »Atelier« gelangte man durch eine Tür links vom Eingang. Der Raum, ein großzügiger, beinahe quadratischer Raum, hatte bodentiefe Fenster mit schweren braunen Gardinen, die meistens zugezogen waren. Für das nötige Licht sorgten zwei Scheinwerfer auf hölzernen Beinen, denen sich Margarete höchst respektvoll näherte, sie hatte Angst, sie mit dem Schrubber umzustoßen. An der Wand rechts standen Kulissen, bewegliche Wände aus Holzleisten und dicker Pappe, die man hinter ein mit rotem Samt bespanntes Sofa schieben konnte, sofern man nicht die verputzte und hellbraun getönte Wand als neutralen Hintergrund bevorzugte. Photo-Werner hatte die Alpen, ein Stadtpanorama, das Meer und das Bild einer mit mächtigen Folianten bestückten Bibliothek zur Auswahl. Margarete fand alle Hintergrundbilder gleich scheußlich, fast so schlimm wie das Sofa mit seinen Troddeln und den verschnörkelten und vergoldeten Armlehnen.

Für Einzelporträts gab es einen Stuhl, der nicht ganz so geschmacklos war. Wenn es nach ihr ginge, hätte man das Atelier längst gründlich entstaubt und ein wenig auf den Stand der neuen Zeit gebracht – weniger Kitsch, mehr klare Linien! Immerhin musste sie hier nicht allzu viel bohnen, da unter dem Sofa ein Teppich lag, der wurde nur alle paar Wochen ausgeklopft.

Zum Labor musste man zurück in den Laden gehen und dann durch eine Doppeltür nach hinten. Obwohl zwischen Laden und Labor ein Flur lag und die Tür zum Labor verstärkt und abgedichtet war, drangen die chemischen

Dämpfe in alle Räume. Das Labor musste Margarete nicht putzen, sie durfte es ja noch nicht einmal betreten, worüber sie froh war, denn die mit dem Fotografieren verbundenen chemischen Prozesse waren ihr unheimlich.

Zu den Büros führte der Flur rechts hinter dem Laden. Dort, wo sie hoffentlich bald arbeiten würde, in der Buchhaltung, war am wenigsten Platz, was an den vielen Akten lag. An jeder der Wände standen Regale bis hoch an die Decke. Die Regalbretter bogen sich unter dem Gewicht des Papiers, an die oberen drei Reihen gelangte man nur mit einer Leiter.

Sie betrachtete ihren künftigen Arbeitsplatz mit einer Mischung aus Scheu und Respekt. Ohne präzise Buchführung war jedes Unternehmen zum Scheitern verurteilt, das wusste sie aus der Schule. Also würde sie für Photo-Werner ihr Bestes geben.

Schon nach wenigen Wochen musste sie nicht mehr putzen, sie schien ihre Feuerprobe bestanden zu haben. »Als Erstes kümmern Sie sich um die Ablage, Fräulein Hegewald«, meinte Inge Werner. »Danach sehen wir weiter. Wenn Sie sich nicht allzu dumm anstellen ...«

Nein, das würde sie ganz gewiss nicht. Auf größere Aufgaben freute sie sich. Sie verstand etwas von Zahlen und von Organisation – die Bilanzen müssen stimmen, hatte Fräulein Tenzer immer gesagt, das ist das A und O, im Leben wie in der Buchhaltung.

IV

Die Zeit raste. Im Mai flöteten die Amseln in den blühenden Rotdornbäumen und die Mauersegler fegten mit schrillum Schrei durch die Luft. Zur Spargelzeit kamen Scharen von polnischen Landarbeitern in die Stadt und im

Herbst, zur Zuckerrübenernte, zogen süßliche Schwaden aus der Actien-Zucker-Fabrik durch die Gassen.

Margarete ging ganz in ihrer Arbeit auf, sie sah wenig von Marianne und dem anderen Lehrling, Gudrun, denn ins Labor durfte sie ja nicht. Die Chefin guckte ihr zwar manchmal auf die Finger, aber Herr Werner war dauernd unterwegs und fotografierte Hochzeitspaare. Nur für Porträtaufnahmen kam er ins Atelier. Selbst die Mittagspause verbrachte Margarete meist allein in ihrem Büro und vergaß manchmal sogar, die von Mutti liebevoll belegten Brote auszupacken.

Doch an einem klaren Oktobertag lockte sie die Sonne, von der sie in diesem Jahr noch viel zu wenig gesehen hatte, und sie beeilte sich, mit ihrer Brotbüchse an die frische Luft zu kommen, hinaus in den Hinterhof, ein Geviert, in dem die Mülltonnen und der Ascheimer standen. Immerhin gab es außer geborstenem Pflaster ein ummauertes Stück Rasenfläche, über das eine Teppichstange führte, und am Zaun hinten in der Ecke stand ein Haselnussstrauch mit dunkelrotem Blattwerk.

Als sie durch die Hintertür ins Freie trat, hörte sie eine Stimme »Wieder mal keine Spur von der Ablage« sagen. »So eine Streberin!« Die Stimme gehörte zu Marianne, der Blonden aus dem Labor. Margarete begriff erst, als Marianne bei ihrem Anblick »Ah, welch Glanz in unserer Hütte!« rief und sie spitzbübisch anfunktete, wer gemeint war: sie.

Einen hässlicheren Spitznamen als »Ablage« konnte sie sich schwerlich vorstellen. Und das von Marianne, die sich selbst als »Rasse erster Klasse« bezeichnete, was auch nicht gerade geschmackvoll war! Überhaupt: Wieso war sie eine Streberin? Sie wusste nicht, ob sie gekränkt sein oder lachen sollte. Zögernd setzte sie sich neben die Ältere auf das Mäuerchen.

»Ich tue meine Arbeit, das ist alles.«

»Wenn du nicht aufpasst und öfter mal rausgehst, wirst du blass und blutarm.« Die Blonde lachte sie an. »So wie wir. Findest du nicht auch, Gudrun?«

Gudrun saß abseits über eine verbeulte Blechbüchse gebeugt. Sie war ein ernstes, dünnes Mädchen, mausgrau wie ihr Pferdeschwanz, und sie hatte es nicht gern, wenn man ihr beim Essen zusah. Sie sah kurz hoch und schüttelte den Kopf.

»Jedenfalls ist es schön, dich auch mal hier draußen zu sehen.«

Margarete öffnete ihre Brotbüchse. Graubrot mit Tee- wurst. Schon war ihr der Appetit vergangen.

»Wollen wir tauschen?« Marianne hielt ihr ihre Büchse entgegen. Weißbrotschnitten mit Käse. Margarete zögerte. Konnte sie das annehmen? Ein Blick in Mariannes Gesicht sagte ihr, dass das gar keine Frage war: Es war selbstverständlich.

Marianne aß das Wurstbrot mit sichtlichem Genuss. »Ich weiß, dass die Chefin große Stücke auf dich hält«, sagte sie nach einer Weile. »Aber du arbeitest zu viel. Im Vergleich mit dir sehen wir wie die Bummelanten aus.«

Margarete brauchte eine Weile, bis sie begriff. Das war es also. Ihre Arbeitsauffassung setzte die anderen unter Druck. »Verstehe. Daran habe ich nicht gedacht. Mir macht meine Arbeit Spaß, das ist alles.«

»Ich behaupte ja nicht, dass du dich einschmeicheln willst, aber du setzt Maßstäbe.« Marianne lächelte noch immer, aber deutlich kühler.

»Ich darf Verantwortung übernehmen, und das empfinde ich nicht als Arbeit, sondern als Ehre.« Und das machte sie zur Streberin? In ihren Augen war das fast ein Kompliment.

»Klar, am Anfang gibt man sich Mühe. Aber später ...« Mariannes Lippen kräuselten sich.

Darum geht es nicht, wollte Margarete sagen. Es ist keine Mühe, es ist ...

»Kommst du am Samstag mit ins Kino?« Gudrun hatte ihre Mahlzeit beendet und war aufgestanden. »Sie spielen gerade ›Der zerbrochene Krug‹ mit der Flickenschildt. Wenn du es auf dem Rasiersitz aushältst: Da kostet es nur 30 Pfennig.«

Die sonst so unauffällige Gudrun hatte eine Leidenschaft: Kino und die UFA-Stars. Beim Putzen hatte Margarete eine stattliche Sammlung von Autogrammkarten in ihrem Spind gefunden. Sie wollte schon zusagen, als die Tür hinter ihnen aufging und die Chefin erschien. »Genug geschwätzt! An die Arbeit!«

»Sklaventreiberin«, murmelte Marianne. Sie legte den Arm um Margarete, während sie zurück an ihre Arbeitsplätze gingen.

Ab jetzt achtete Margarete darauf, die Mittagspause mit den Mädchen zu verbringen. Auch begann sie, im Laden auszuhelfen, wenn zu viele Kunden auf einmal im Vorraum standen. Fotoapparate durfte sie nicht verkaufen, sie verstand ja nichts davon, aber sie konnte den Kunden die entwickelten Filme und die Abzüge aushändigen. Schon nach kurzer Zeit war sie an die Dämpfe gewöhnt, die aus der Dunkelkammer bis nach vorne an die Verkaufstheke drangen. Am intensivsten roch die Essigsäure, mit der die entwickelten Fotos gewässert wurden, am ekligsten stank die Lösung aus Fixiersalz. »Schwefel«, hatte Marianne ihr lachend erklärt. »Das, wonach es in der Hölle riecht.«

»Ist es – giftig?«

Marianne hob ihre Hände. »Noch zittern sie nicht«, sagte sie.

Das Mädchen hatte Mut. Natürlich war die ganze Chemie giftig. Niemandem bekam die Arbeit im Labor. Dafür

erfuhr man dort Dinge, von denen nicht jeder in Stendal wusste. Eines Mittags – Margarete saß mit den anderen im Atelier, es war kein Wetter für den Hof – kam Marianne mit erhitzten Wangen hereingestürzt und schwenkte einen noch feuchten Abzug.

»Habt ihr das gesehen?« Die anderen drängten sich um sie, als sie das Foto auf den Tisch legte.

Die Frau hatte ein enormes Hinterteil, das sie dem Fotografen entgegenreckte. Die Strapse des schwarzen Mieders schnitten in ihre weißen Schenkel, über die Strümpfe aus schwarzer Spitze quoll das Fleisch. Die dicke Blonde kniete auf einem geblühten Sessel, trug eine schwarze Maske über den Augen und lächelte mit geschminkten Lippen über ihre Schulter hinweg in die Kamera. Jeder kannte sie. Es war die Frau des Apothekers.

Von nun an teilten Marianne und Margarete sich den Heimweg. Wenn es die Zeit erlaubte, bummelten sie vorher noch Arm in Arm durch die Adolf-Hitler-Straße. »Bummeln« war etwas, das Lehrer und Eltern gar nicht schätzten, aber alle jungen Leute in Stendal taten es, Mädchen und Jungen, meist paarweise. Erst war es Margarete peinlich, wenn Marianne die jungen Männer, die ihnen entgegenkamen, auffordernd anlächelte, aber manchmal wünschte sie sich, ähnlich unbefangen zu sein.

Es war ein Freitagabend, als vor ihnen ein Trupp SA-Männer mit wehenden roten Hakenkreuzfahnen über die Straße marschierte. Marianne hisste schmissig den Arm, ihr »Heil Hitler!« klang, als ob es aus vollem Herzen käme. Margarete fand das »Heil«-Schreien albern, die aufgerissenen Münder, die roten Gesichter und verzückten Blicke. Doch diesmal ertappte sie sich dabei, dass sie laut mitbrüllte. Der Führer hatte dem Reich Glück gebracht. Da durfte man auch mal Gefühle zeigen.

»Sind sie nicht großartig, unsere Männer?« Marianne blickte dem Trupp schwärmerisch lächelnd hinterher.

Margarete nahm sie am Arm. »Könntest du dich trotzdem mal langsam von dem Anblick losreißen? Ich muss nach Hause.«

Bis zur Prinzenstraße gingen sie gemeinsam. Das war sehr unterhaltsam, denn in Stendal pflegte man abends die Fenster zu öffnen, Kissen auf die Fensterbretter zu legen und auf die Straße zu schauen. Einige der meist älteren Herrschaften schauten mürrisch hinunter, wenn die beiden vorbeikamen, doch die meisten grüßten zurück, wenn Marianne zu ihnen hochwinkte. Marianne verbreitete Fröhlichkeit, und das tat gut.

Der Kontakt zu den Schulfreundinnen war weitgehend eingeschlafen. Toni Seliger und Waltraud Skrodzki gingen weiter in die Schule und hatten freie Zeit, wenn Margarete noch arbeitete. Nur Waltraud hielt Kontakt. Ihr zu Liebe opferte sie einen ihrer seltenen freien Samstage. Eigentlich hatte Margarete keine Lust gehabt auf den Kurs vom Bund Deutscher Mädel, zu dem Waltraud sie unbedingt mitnehmen wollte. Das Thema war »Wohnkultur«, das interessierte sie nicht, sie war nicht sonderlich häuslich. Aber wenn Waltraud darauf bestand ...

Der Raum, in dem der Kurs stattfand, war kühl. Margarete sah mit Erleichterung, dass nur drei der anderen Mädchen Uniform trugen. Gruppenführerin Erna Stowalter ließ sie strammstehen, während sie ihre Ansprache hielt: »Selbst ist die Frau! Es muss auch mal ohne die Männer gehen. Sie haben wichtigere Aufgaben, als sich um häusliche Dinge zu kümmern.«

»Zum Beispiel Krieg spielen«, flüsterte Waltraud.

»Shhhht!«, machte eines der älteren Mädchen.

»Was das zweckmäßige und moderne Wohnen betrifft,

so sollte das deutsche Mädel vor dem Heiraten wissen, wie man ein deutsches Heim gestaltet. Heute lautet unser Thema: Aus Alt mach Neu!«

»Gold gab ich für Eisen.« Waltraud konnte es einfach nicht lassen.

»Ja? Haben Sie einen Vorschlag zu machen, Fräulein Skrodzki? Ihre Familie ist ja bekannt für ihre praktische Ader«, sagte Erna Stowalter eisig. Einige der Mädchen kicherten.

Margarete blickte zur Seite und sah, dass Waltraud rot wurde.

»Also keinen. Das wundert mich nicht.«

Warum machte man sie so zum Gespött? Weil ihre Eltern arm waren? Weil ihr Vater früher Sozialdemokrat gewesen sein soll? Sie war doch eine Volksgenosin! Rang und Klasse spielen keine Rolle mehr, hatte der Führer gesagt. Das war ja das Großartige an der neuen Zeit.

Die Stowalter verzog den Mund zu einem Haifischlächeln. »Gut. Dann können wir endlich beginnen.«

Sie durften sich setzen, während die Gruppenführerin einen Stuhl in die Mitte des Raumes stellte, einen fein gedrechselten Stuhl, wie er auch im »Herrenzimmer« von Margaretes Vater stand.

»Alles Verschnörkelte ist Kitsch. Die moderne Frau bevorzugt klare Linien.«

Vor allem, wenn man Staubwischen hasst. Margarete lächelte in sich hinein. Ihr kam die Sache mit den klaren Linien entgegen.

Erna Stowalter hob den Stuhl an und drehte ihn um. Dann ging sie zu einem Tisch, auf dem ein Werkzeugkasten stand. Mit einer Säge in der Hand kam sie wieder. Alle schauten gebannt zu, als sie die Säge ansetzte. In wenigen Minuten war aus dem einen der kitschigen Stuhlbeine

eine »klare Linie« geworden. Sehr viel schöner war das eigentlich nicht.

»Ich glaube, ich bin lieber doch keine moderne Frau«, flüsterte Margarete. Waltraud grinste spöttisch. Sie hatte zwei linke Hände, und wenn es nach ihr ging, gab es in der neuen Zeit Wichtigeres zu tun.

V

Zu Hause war die neue Zeit jedenfalls noch nicht angebrochen. Vater schien nur das Geld zu interessieren, das Margarete nach Hause brachte, und die stehende Wendung ihrer Mutter war »Isst du auch genug?«. Gerda starrte den ganzen Abend in irgendwelche Bücher, »die wird mal ein Blaustrumpf«, hatte Mutter gesagt, was nun wirklich kein Kompliment war.

Doch erfreulicherweise wurden die Stunden immer seltener, die sie im Kreis der Familie verbringen musste. Sie fühlte sich deshalb nicht einsam, ganz im Gegenteil. Sie fühlte sich reich beschenkt. Das schlug sich sogar in ihrem Portemonnaie nieder, sie hatte ja kaum Gelegenheit, etwas von ihrem spärlichen Restlohn auszugeben. Bis zu ihrem 19. Geburtstag.

Zu diesem Anlass lud sie Mutter und Schwester ins Café Winckelmann ein, in ein gemütliches, kleines Fachwerkhaus im Alten Dorf, benannt nach dem berühmten Archäologen.

»Ich finde nicht, dass das ein passendes Thema ist, also nicht für junge Mädchen.« Mutti rührte energisch in ihrer Kaffeetasse, während Gerda breit grinste.

Du vorlautes Balg schaffst es noch, mir meinen Festtag zu verderben, dachte Margarete und trat ihrer Schwester unter dem Tisch ans Bein.

»Johann Joachim Winckelmann ist ein großer Sohn der Stadt Stendal«, sagte Mutti streng. »Man muss nicht jedes dumme Geschwätz glauben.«

Irgendeine lokale Nazigröße verbreitete neuerdings, Winckelmann sei anormal gewesen und habe sich zum gleichen Geschlecht hingezogen gefühlt. Liebe unter Männern? Margarete fand so etwas ganz und gar unvorstellbar, es war – ja: es war abartig und die Partei hatte recht, solche Menschen zu ächten. Auch wenn ihr nicht ganz klar war, wieso man damit deutsches Blut schützte. Die Ehre – schon eher.

»Ich hab ja gar nicht behauptet, dass er Männer liebte«, sagte Gerda. »Das hat Fräulein Strümpel im Kunstunterricht gesagt. Und dass so was bei den Griechen Sitte gewesen wäre.«

»Können wir bitte ...?« Mutter machte ein gequältes Gesicht.

Herr Kieschel näherte sich, der Ober, ein feiner Herr, der auch junge Damen respektvoll behandelte, weshalb sie alle gern hierherkamen. Er stellte die Kuchenteller formvollendet vor ihnen ab, verneigte sich und verschwand wieder.

Margarete legte beruhigend die Hand auf die ihrer Mutter. »Hauptsache, es schmeckt euch. So etwas Gutes gibt es so bald nicht wieder.«

Das Café Winckelmann war bekannt für seine Torten. Mutter aß Sachertorte, Margarete eine Linzer Schnitte und Gerda stocherte in ihrem Käsekuchen herum.

»Schön, dass du uns eingeladen hast, meine Große, man kriegt ja kaum noch etwas von dir zu sehen«, sagte Mutti und sah sie liebevoll an. »Arbeite dich nicht kaputt, hörst du?«

»Zum Werke, das wir ernst bereiten, geziemt sich wohl ein ernstes Wort; wenn gute Reden sie begleiten, dann

fließt die Arbeit munter fort«, deklamierte Gerda mit vollem Mund. »Schiller.«

Margarete legte die Kuchengabel beiseite und starrte ihre Schwester an. »Bist du sicher, dass höhere Bildung gut für den Verstand ist?«

Gerda verschluckte sich fast vor Lachen. »Auf jeden Fall hat man damit in Gesellschaft immer ein passendes Zitat bei der Hand.«

»Wie praktisch.«

»In der Tat. Aber du hast wohl kaum Bedarf dafür, du kommst ja nie raus aus deinem Laden.«

»Ich arbeite, Schwesterchen, im Unterschied zu dir. Ich liege meinen Eltern nicht auf der Tasche.«

»Gibt es nichts anderes in deinem Leben als Arbeit? Kennst du keine höheren Werte als Zahlen? Ist bei dir alles nur Buchhaltung und schnöder Mammon?« Gerda hielt die Kuchengabel in der Faust wie eine Fahnenstange.

»Kinder, jetzt mäßigt euch«, flüsterte Mutter mit nervösem Blick zum Nebentisch.

»Ich weiß, was mir meine Unabhängigkeit bedeutet, vielen Dank.«

Gerda machte ein Gesicht wie Fräulein Tenzer bei der Zeugnisausgabe. »Ich frage nach Werten. Nach Idealen. Nach Träumen.«

»Ich träume nicht«, beschied Margarete sie. »Ich tue meine Pflicht. Wenn das alle tun ...«

»Wenn das alle tun, und nicht mehr, wird Deutschlands Rolle in der Welt ...«

Margarete hört ihre Mutter tief Luft holen. »Schluss jetzt«, sagte sie leise. »Gerda, du bist undankbar. Du verdirbst deiner Schwester ihre Geburtstagsfeier.«

»Lass nur, Mutti. Mir kann sie nichts verderben«, sagte Margarete und lächelte Gerda spöttisch an. »Meine Ideale sind praktischer Art. Die Theorie überlasse ich gerne

meiner kleinen Schwester. »Eine kleinliche Natur wird durch den Verkehr mit großer Gesinnung um keinen Zoll größer werden.« Falls du's nicht gemerkt hast: Goethe.«

VI

Margarete wusste nicht genau, was ihr Vater auf seiner Stelle beim Finanzamt machte, er sprach nicht darüber, und wenn, dann schimpfte er. Alle stiegen offenbar auf, nur er nicht. Wieder war einer an ihm vorbei befördert worden, eine Ungerechtigkeit, über die er sich bitter beklagte. Selbst die Partei, auf die er große Hoffnung setzte, schien nicht an ihm interessiert.

»Weil ich einen einzigen Fehler in meinem Leben gemacht habe.« Mutter hatte, um ihn aufzuheitern, Königsberger Klopse serviert, und ausnahmsweise schien das seine Stimmung zu heben. »Nur weil Hans mich damals eingeladen hat, zu einer Sitzung seiner Loge zu kommen.« Er schob sich einen halben Klops in den Mund. »Woher sollte ich damals wissen, dass Freimaurer heute verboten sind? Am Montag gehe ich zum Ortsgruppenleiter. Das muss ein Ende haben.«

»Du machst das schon«, sagte Mutti mit diesem bewundernden Lächeln, das Margarete nicht leiden konnte.

»Na und ob!« Vater kaute zufrieden.

Gerda, clever wie immer, nutzte die Gunst der Stunde. »Meinst du nicht, dass es Zeit für einen Volksempfänger ist, Vati? Damit wir immer informiert sind über alle wichtigen Ereignisse!«

»Der Führer siegt auf ganzer Linie. Das weiß ich auch ohne Rundfunkgerät.« Er hielt seiner Frau den Teller hin, damit sie ihm einen Nachschlag auftun konnte.

In dieser Hinsicht gab Margarete ihm recht. Sie leb-

ten in wahrhaft großen Zeiten. Ihr wurde schwindelig, wenn sie daran dachte: Im März hatte man Österreichs Anschluss ans Deutsche Reich gefeiert, Ende September endete die Münchner Konferenz mit einem Sieg des Führers, und das Sudetengebiet wurde wieder deutsch. Das eigene Leben war so unbedeutend im Vergleich zu den großen Dingen, die sich im Deutschen Reich abspielten! Dass man daran teilhaben konnte!

»Wir fahren am nächsten Samstag mit dem ganzen Betrieb nach Tangermünde«, sagte sie. »Die Graf Zeppelin II wird vorbeifliegen, das muss man gesehen haben, hat Otto Werner gesagt. Ein Triumph deutscher Ingenieurskunst.«

»Der Führer hat die Arbeitslosigkeit abgeschafft und unsere Wirtschaft floriert – und woran liegt's? Deutschland rüstet auf, egal was das Ausland dazu glaubt meinen zu dürfen.« Vater wischte sich mit der Serviette über den Mund. »Der Krieg ist der Vater aller Dinge.«

»Si vis pacem, para bellum«, murmelte Gerda.

»Was sagst du? Sprich deutsch, wenn du an meinem Tisch sitzt. Und nicht mit vollem Mund.« Der Alte schob geräuschvoll seinen Stuhl zurück und erhob sich. Der Friede schien schon wieder vorbei zu sein.

Eigentlich hatte sie längst damit herausplatzen wollen, aber nun hob Margarete sich ihre Überraschung für einen späteren Zeitpunkt auf. Seit vergangenem Sonntag gehörte sie einer besonderen Gruppe von Menschen an. An diesem Tag hatte sie andachtsvoll eine rote Marke in die gelbe Sparkarte geklebt, damit war der erste Schritt getan. Sie war nun eine von denjenigen, die auf den KdF-Wagen sparten, auf das erste Auto fürs Volk. Zwei Wochen lang hatte man ein Modell des »Volkswagens« auf dem Marktplatz von Stendal besichtigen können, 990 Reichsmark sollte er kosten. Aber wer hatte schon so viel Geld? Doch damit alle ihren Volkswagen bekamen, fasste der Führer

einen genialen Plan: Jeder Volksgenosse, der wöchentlich Sparmarken im Wert von fünf Mark kaufte, würde bei Erreichen der Kaufsumme bevorzugt beliefert werden. Margarete hatte sich das Auto mit der geschwungenen Karosserie und den runden Scheinwerferaugen lange angeschaut. Als Otto Werner sie ein paar Tage später endlich einmal zur Kenntnis nahm und für ihre Arbeit lobte, wagte sie den großen Schritt.

Ende des Jahres würden die ersten 3000 Kilometer des Reichsautobahnnetzes fertiggestellt sein. Margarete musste noch fast vier Jahre auf ihr erstes Auto warten, aber sie war fest davon überzeugt, dass der Führer die Autobahnen und das größte Autowerk der Welt auch für sie baute. Für die Freiheit von Menschen wie Margarete Hegewald.

Die Zukunft sah in jeder Hinsicht rosig aus. Stendal verlor zwar das Reiterregiment Nr. 3, was wirtschaftliche Einbußen bedeutete, doch die erste Fallschirmjägertruppe in der deutschen Geschichte, die auf dem Flugplatz Stendal-Borstel Station bezogen hatte, war mehr als nur Ersatz. Hinzu kamen eine Aufklärungsabteilung mit Panzer-Spähwagen und ein Infanterie-Regiment.

Das war gut für Deutschland. Es war gut für Stendal. Und es war gut fürs Geschäft.

Alle Soldaten fotografierten, die meisten mit einer Boxkamera von Agfa, und alle brachten ihre Filme zum Entwickeln zu Photo-Werner. Besonders oft kamen die Fallschirmspringer, die dank »Sprungzulage« über mehr Geld als andere verfügten. Mittlerweile drängten sich auch die anderen Mädchen darum, im Laden bedienen zu dürfen. Es gab niemanden, der von den schneidigen Männern in ihren knapp sitzenden Uniformen nicht beeindruckt war.

Otto Werner behauptete, in Stendal kämen auf jedes Mädchen zwischen 18 und 21 Jahren 5 ½ Soldaten. Jeden-

falls gab es nun nicht mehr nur Hochzeitsbilder, sondern Fotos ganzer Kompanien. Das waren sichere Umsätze, und eigentlich hätte der Chef sich darüber freuen müssen. Aber er pflegte die jungen Männer »dumme Jungs« zu nennen, obwohl sie doch Soldaten waren.

Marianne, die seit einigen Wochen immer öfter von einem gut aussehenden jungen Mann in der Uniform eines SS-Hauptsturmführers abgeholt wurde, weshalb Margarete allein nach Hause gehen musste, hörte solche Bemerkungen gar nicht gern.

»Ich finde, er sollte unsere Männer respektieren«, sagte sie eines Tages streng, während der Mittagspause, die sie wieder einmal im Hof verbrachten.

»Warum hat er was gegen Soldaten?«, fragte Margarete. »Sie dienen dem Vaterland und sie verschaffen Photo-Werner großartige Umsätze.«

»Er ist nicht wehrtauglich«, entgegnete Marianne.

Die sonst so schüchterne Gudrun fuhr ihr über den Mund. »Er ist im Ersten Weltkrieg verletzt worden, deshalb! Er trägt das Eiserne Kreuz!«

»Dann sollte er sich dessen auch würdig erweisen!«

Keines der Mädchen hatte bemerkt, dass Otto Werner in den Hof gekommen war, um etwas in die Mülltonne zu werfen.

»Es ist ein Granatsplitter in der Hüfte, um genau zu sein«, sagte er mit seiner leisen, präzisen Stimme. »Das Eiserne Kreuz kann mich mal.«

»Aber Sie sind doch ein Held«, stotterte Gudrun.

»Was ist heldenhaft daran, in einem stinkenden Schlammloch zu hocken, aus dem du nicht davonlaufen kannst? Übrigens sieht nach drei Tagen Trommelfeuer keine Uniform mehr schick aus.«

»Es tut mir leid.« Man sah Marianne an, dass ihr die Sache peinlich war.

»Macht nichts. So ein Granatsplitter hat auch seine Vorteile. Wenn das Bein wehtut, ändert sich das Wetter. Kinder: Morgen gibt's hitzefrei!«

»Juhu!«, rief Marianne begeistert.

»In Afrika«, sagte Otto Werner gemütlich und verschwand wieder im Haus.

Alle lachten. »Er ist schon eine Marke. Unser Kugelblitz.« Den Spitznamen hatte ihm Marianne verpasst. Keiner konnte treffender sein.

Margarete hatte nichts gegen Uniformen und Soldaten, es gab sogar zwei Verehrer, die immer wieder nach ihr fragten. Aber sie ließ sich auf keinen ein. Sie wartete auf den Richtigen.

VII

Der Brief war eine Überraschung. Mit dieser Einladung hatte sie nicht gerechnet. »... erlaube ich mir, Dich auch im Namen meiner Eltern zu einer Abendveranstaltung am 27. Januar einzuladen« – das formvollendete Schreiben stammte von Antonia Seliger. Von der hatte sie lange nichts mehr gehört oder gesehen, auch nicht von ihrem Bruder Henri, der sich an der Universität in Breslau sicher lieber aufhielt als in dem zugegeben nicht sehr aufregenden Stendal. Fast war sie ein bisschen enttäuscht, dass Henri damals nicht intensiver um sie geworben hatte. Aber hatte er sich überhaupt für sie interessiert? Vielleicht hatte Waltraud etwas gesehen, das gar nicht existierte?

Seinetwegen jedenfalls hatte sie kein Herzklopfen. Aber aufgeregt war sie schon. Eine Soiree bei den Seligers war noch immer etwas Besonderes, obwohl ihr Ansehen in Stendal gelitten hatte. Das hing mit einer Theateraufführung zusammen, sie wusste nicht genau, worum es

dabei gegangen war, aber ihr Vater hatte die Sache einen Skandal genannt und ihr den Umgang mit »diesen Leuten« verboten. Menschen wie die Seligers galten bei ihm als »verkommen« oder »entartet«, das waren die Begriffe, in die er alles fasste, was ihm nicht gefiel. Allein schon der Name! Der sei doch eindeutig jüdisch!

Also würde sie nicht hingehen dürfen. Sie legte den Brief beiseite. Andererseits: Der 27. Januar war ein Freitag, und wenn sie sich richtig erinnerte, war Hugo Hege- wald an diesem Abend zu einer Parteiveranstaltung ein- geladen, davon redete er seit Tagen, er schien unmäßig stolz darauf zu sein. Sie nahm den Brief wieder auf. Sie würde hingehen, auf jeden Fall – weil es im Leben nicht nur Arbeit geben darf.

Vater war dann auch schuld, dass sie ein wenig zu spät bei Seligers eintraf, sie hatte warten müssen, bis er aus dem Haus war. Sonst war er immer so pünktlich. Warum musste er sich ausgerechnet heute so viel Zeit lassen? Sie war in Windeseile in das dunkelblaue Kleid mit den Bie- sen geschlüpft, das eigentlich nur für gut war. Man zog sich eben etwas feiner an, wenn man zu Seligers ging.

Allerdings möglichst nicht zu fein. Seligers waren mo- dern, das sah man schon an ihren Möbeln. Geschwun- gene Formen überall, helle Farben, keine Kaiser-Wilhelm- Schnörkel. Fräulein Stowalter, der Frau mit der Säge, hätte auch dieser Stil nicht gefallen. Er war zu elegant – deka- dent geradezu.

Das Hausmädchen nahm ihr den Mantel ab und führte sie in den Salon. Alle hatten bereits auf der Couch und auf den gepolsterten Stühlen Platz genommen, es herrschte eine fast feierliche Stimmung, was nicht zuletzt an den brennenden Kerzen lag, die auf den Tischen und dem Kla- vier und den Fensterbänken standen. Frau Seliger legte

den Finger auf den Mund und deutete auf den Stuhl neben sich. Margarete machte sich ganz schmal und huschte hinüber zu ihr, es war ihr peinlich, zu spät zu kommen. Toni saß bereits am Klavier, neben ihr ein schlanker Mann, der die Versammlung überragte und überstrahlte, obwohl alles an ihm dunkel zu sein schien: das Haar, die Augen. Der Mann war sicherlich schon älter als fünfundzwanzig, er hatte etwas an sich, etwas ganz Besonderes – eine Aura, dachte Margarete.

»Sonate für Klavier zu vier Händen D-Dur, op. 6, von Ludwig van Beethoven«, flüsterte Frau Seliger.

Aber Margarete hörte nicht zu. Sie sah nur noch den Mann mit den schmalen Fingern, wie er sich zur Musik bewegte, biegsam, geschmeidig. Wer war das? Sie hatte ihn noch nie zuvor gesehen. Fast hätte sie vergessen zu applaudieren, als die beiden fertig waren und der Mann sich leicht verbeugte, Toni an der Hand nahm und mit ihr aufstand. War das – Tonis Bekannter? Sie spürte einen scharfen Stich im Magen.

Mittlerweile waren alle aufgestanden, nur sie saß noch immer wie angenagelt auf ihrem Stuhl. Das Mädchen hielt ihr ein Tablett hin, auf dem langstielige Gläser standen. Sie nahm eines herunter, ohne nachzudenken, trank einen Schluck und spürte, wie ihr heiß wurde. Das musste Sekt sein, den hatte sie bisher nur einmal probiert, bei Tante Mienchens Geburtstag.

Der Klavierspieler war nirgendwo zu sehen. Wer freudestrahlend auf sie zusteuerte, war Henri – in Uniform. Er musste wohl seinen Wehrdienst ableisten, den der Führer wiederingeführt hatte. Aber er schien sich in der Kluft nicht wohlfühlen, was Wunder, sie stand ihm nicht sonderlich gut.

»Margarete! Das ist aber eine Freude!«, sagte er und nahm ihren Arm. »Hast du schon etwas gegessen? Nein?

Dann lass uns zum Büfett gehen, Mutter hat ihr Bestes gegeben.«

Henri bahnte ihr den Weg durch die Menge, widerstrebend ging sie mit – und mit einem Mal stand er vor ihr. Der Mann mit den dunklen Augen und den schmalen Fingern.

»Alard!«, rief Henri.

Alard. Er hieß also Alard. Sie horchte dem Klang hinterher. Das hatte etwas Edles, Männliches.

»Margarete, darf ich dir meinen Freund Alard von Sedlitz vorstellen?«

Er war adelig! Aber er wirkte doch ganz und gar nicht dekadent oder arrogant? Margarete schüttelte ihr Unbehagen ab. Warum sollte nicht auch ein Adliger ein guter Volksgenosse sein?

»Wir haben uns in Breslau kennengelernt, an der Universität, im Unterschied zu mir hat er sogar ernsthaft studiert.«

Einen Moment lang blickte Margarete in die dunklen, warmen Augen des aufregendsten Mannes, der ihr je begegnet war. Dann beugte sich Alard von Sedlitz über ihre Hand. Wie altmodisch. Und wie magisch.

»Margarete ist mit meiner Schwester befreundet«, plapperte Henri. Sie hörte kaum hin. »Sie macht eine Lehre beim ersten Fotografen der Stadt.«

»Sie interessieren sich für Fotografie, gnädiges Fräulein?«

Margarete wurde ein ganz klein wenig schwindelig. Was für eine Stimme! Nicht so jungenhaft wie die Henris, sondern tief und schwingend. Charaktervoll.

»Nein«, stammelte sie. »Ja, ich meine: ich arbeite in der Buchhaltung, da hat man mit dem Fotografieren wenig zu tun.«

»Verstehe.« Er schien enttäuscht zu sein.

»Aber ich bekomme natürlich viel mit, wenn Otto Werner vom Fotografieren kommt oder ich mit den Mädchen aus dem Labor Mittagspause mache ...« Ihre Stimme erstarb, als er sie wieder ansah.

»Erzählen Sie! Das klingt doch spannend!«

»Wir entwickeln alle Filme, die uns die Soldaten bringen. Und der Chef fotografiert Hochzeiten, geheiratet wird ja immer.«

»Ja, das sind die wirklich wichtigen Dinge im Leben!«

Meinte er das ernst? Sein Lächeln machte sie verlegen. Und dann fiel ihr auch noch der dicke Hintern der Apothekersfrau ein, dieses unsittliche Foto, das Marianne herumgezeigt hatte. Hoffentlich errötete sie jetzt nicht auch noch.

»Ist er ein guter Fotograf, der Herr Werner?«

Was war denn das für eine Frage? »Der Beste«, beeilte sie sich zu sagen. Jedenfalls in Stendal.

»Darf ich sie ein wenig entführen?« Alard lachte Henri an, legte Margarete die Hand unter den Ellbogen und führte sie in die hinterste Ecke des Raums, dort, wo ein Sofa stand, das die Frau mit der Säge sofort in Angriff genommen hätte: Es hatte gekrümmte Beine und sah irgendwie kriegsversehrt aus.

Sie setzte sich, wie unter Zwang, er platzierte sich schräg neben sie, legte den Arm auf die Rückenlehne, sie spürte seine Wärme, fühlte sich umarmt. Was passiert hier mit mir?, dachte sie, doch im Grunde ihres Herzens war sie bereit, alles geschehen zu lassen, was es auch war, solange er in ihrer Nähe war. Alard.

»Erzählen Sie, Margarete. Was treiben Sie den ganzen Tag? Was bewegt Sie? Wovon träumen Sie?«

Seine Augen und seine Stimme, aber vor allem diese letzte Frage machten sie sprachlos. Noch nie hatte jemand von ihr wissen wollen, wovon sie träumte.

»Ich habe keine Zeit zum Träumen. Ich arbeite«, erwiderte sie und ärgerte sich zugleich über ihr Ungeschick. Hätte sie ihm nicht etwas Aufregenderes erzählen können? »Ich – ich spare auf den Volkswagen.«

Er hob die Augenbrauen. »Sie fahren Auto?«

»Noch nicht.«

»Aber Sie werden Auto fahren. Sie werden fliegen. Sie werden alles tun, was Sie sich nur wünschen«, sagte er. »Sie werden frei sein. Ich spüre das.«

Margarete erschrak. Wie war das möglich, dass jemand sie und ihre Lebenswünsche erkannte, dem sie nie zuvor begegnet war? Sie versuchte zu lächeln, aber sie fürchtete, dass sie dabei aussah wie ein verstörtes Kaninchen.

Alard lachte. Lachte er sie aus?

»Henri hat mir viel von Ihnen erzählt. Und wenn ich Sie so vor mir sehe – er hat in allem recht gehabt. Sie sehen entzückend aus. Gar nicht wie eine Gretl oder ein Gretchen. Darf ich Sie Margo nennen?«

Margo. Wie das klang. Sie nickte benommen.

»Ich bin Alard. Oder Ali, wenn Sie Spitznamen mögen. Und jetzt, schöne Margo ...« Er nahm ihre Hand. Margarete stieg die Hitze ins Gesicht. Bloß nicht erröten. Bloß nicht verlegen werden wie ein Schulmädchen.

»Sagen Sie mir: Ist dieser Otto Werner ein guter Lehrherr? Kann man sich auf ihn verlassen?«

Der Zauber des Moments zerplatzte. Warum wollte er das wissen? Wieso interessierte er sich so für Otto Werner? Horchte er sie etwa aus? Gab es womöglich Zweifel an Otto Werners politischer Zuverlässigkeit?

»Herr Werner ist ein echter Künstler«, antwortete sie steif. »Man darf von ihm nichts erwarten, was den künstlerischen Belangen im Weg stehen könnte.«

Alard legte ihre Hand sacht zurück in ihren Schoß. Margarete wagte nicht, ihn anzusehen. Es war vorbei. Sie

hatte etwas Falsches gesagt. Sie hatte alles zerstört. Jemand lachte. Unsicher blickte sie auf. Henri stand vor ihnen, und hinter Henri lauerte Toni.

»Na? Hat er sein diplomatisches Geschick an dir ausprobiert?« Lachte Henri sie etwa aus? »Alard ist im Diplomatischen Dienst, beim Auswärtigen Amt in Berlin. Hat er dir schon erzählt, was er da Aufregendes macht?«

Der Mann neben ihr seufzte tief auf. »Akten bewegen. Den Staub der Jahre einatmen. Darüber gibt es wenig zu erzählen.«

»Komm tanzen, Ali«, rief Toni, die sich neben Henri gedrängt hatte und Margarete einen bitterbösen Blick zuwarf.

»Gute Idee. Und Gretl tanzt mit mir.« Henri reichte ihr die Hand und zog sie hoch. Mit steifen Knien folgte sie ihm auf die Tanzfläche. Was, wenn sie jetzt in Ohnmacht fiel?

Es war warm geworden in Seligers Salon, ihr Kopf fühlte sich an wie bei 39 Grad Fieber, das musste der Alkohol sein. Hermann Seliger hatte eine Schallplatte mit einer Musik aufgelegt, die alle Tänzer um sie herum zu rhythmischen Zuckungen verleitete. So etwas konnte man doch nicht Tanzen nennen!

Henri wirbelte sie über die Tanzfläche. Ich heiße nicht mehr Gretl, dachte sie, obwohl ihr schwindelig war. Ich bin Margo und er ist Alard. Niemand darf ihn »Ali« nennen. Schon gar nicht Toni.

»Nenn mich Margo«, flüsterte sie Henri ins Ohr. »Sonst bin ich dir böse.«

»Was immer du befehlst«, flüsterte er zurück und legte seine Wange an ihre.

Natürlich würde sie Henri niemals böse sein. Sie musste ihm dankbar sein, auf ewig. Er hatte ihr Alard gebracht.

Am nächsten Tag wollte Mutti haarklein erzählt be-

kommen, was es zu essen gegeben hatte. Was für eine Frage! Sie konnte sich beim besten Willen nicht daran erinnern, etwas gegessen oder getrunken zu haben. Sie erinnerte sich nur an Alard von Sedlitz, an seine dunklen Augen und an seine starke männliche Stimme. An die Wärme seiner Hand, die jedes Fleckchen ihrer Haut noch immer spürte. Und an dieses andere, das ihr vertraut war und doch ein stetes Rätsel blieb: Da war ein Schatten, der ihn begleitete. Eine Spur jener Traurigkeit, die sie viel zu gut kannte, die sie fürchtete und verfluchte und die doch zu ihr gehörte, womöglich für immer.

Konnte das sein? War Alard ein Seelenverwandter?

»Schnittchen mit was drauf«, antwortete sie. »Und ab heute heiße ich Margo.«

VIII

23. Mai 1939

Ich habe in den letzten Wochen so viel verpasst! Eben war noch Winter, jetzt ist schon Frühling, das Fieber ist zwar vorbei, aber ich bin immer noch nicht kräftig genug, um allein in den Park zu gehen.

Ich erinnere mich nur schwach an die Zeit, als ich im Bett lag und nicht bei Sinnen war. Und das ist sicher besser so. Mutti meint, ich hätte entsetzlich gelitten, zwei Wochen hat sie um mich gebangt. Aber bei Mutti ist Bangen der Normalzustand.

Am schönsten war die Zeit, in der es langsam wieder aufwärtsging. Ich habe so viel geschlafen wie in meinem ganzen Leben nicht, jedenfalls kommt es mir so vor. Und im Dämmer dazwischen habe ich geträumt.

Ach, diese Träume! So innig, so jauchzend herrlich, dass ich gar nicht wieder auftauchen wollte aus der Traum-

welt. In dieser Welt war Alard der Held, immer nur Alard, mein Ritter, mein Edelmann, der mich aus allen nur vorstellbaren Notlagen rettete, die ich mir so furchterregend wie nur irgend möglich ausmalte. Je größer die Not, desto gefährlicher die Rettung, und umso überwältigender meine Dankbarkeit. Als entführte Königstochter konnte ich ihm meine Hand und ein Reich schenken. Als reiche Erbin bestand ich darauf, das schlesische Gut seines Vaters vor dem Ruin zu bewahren. Als russische Spionin habe ich ihm geheimes Wissen verraten, mit dem er sein Vaterland retten konnte. Was hat dagegen schon ein kaufmännischer Lehrling bei Photo-Werner zu bieten? Ich wollte nie wieder aufhören zu träumen.

Irgendwann habe ich mich im Traum mit unschuldigen Handküssen nicht mehr abgegeben. Was für unbeschreiblich süße Gefühle der Gedanke an seine Umarmung auslöste! Wie herrlich es war, im Traum jeglichen Widerstand aufzugeben, sich fallen zu lassen in starke männliche Arme und hinweggetragen zu werden. Es war himmlisch.

Ist das Liebe? Ja! Was so mächtig ist, so groß, so aufwühlend – das muss Liebe sein. Ich weiß es. Ich fühle es.

Nur eines hat meine süßen Träume gestört. Der Schatten war immer bei mir, dieses dunkle Wesen, das unbemerkt heranschwebt und mir das Licht nimmt. Der Schatten hat lange Finger, die nach mir greifen, mich festhalten, bis ich mich nicht mehr rühren kann. Und dann flüstern Stimmen um mich herum. Reden mir ein, dass ich nicht genüge. Dass ich nicht gut genug bin für ihn. Für die Welt. Dass es besser wäre, ich würde einfach liegen bleiben, auf immer.

Aber das ist vorbei. Morgen muss ich wieder zu

Dr. Rosemeyer. Und irgendwann heißt es Abschied nehmen von all den Träumereien. Draußen ist das wirkliche Leben und im wirklichen Leben werde ich ihn wiedersehen. Bald. Dann muss ich nicht mehr immer nur träumen.

IX

Das Leben war wunderbar! Margo hätte am liebsten die ganze Welt umarmt. Überall grünte und blühte es, die Blumenkästen vor den Fenstern waren gefüllt mit Stiefmütterchen und Petunien, der weiche Wind, der vom Adolf-Hitler-See herüberwehte, hüllte die Stadt in einen unbeschreiblichen Duft. Sie glaubte, noch nie einen solchen Sommer erlebt zu haben. Seit ihrer Genesung war sie jeden Tag am See entlangspaziert, hatte jede Phase von Frühling bis Sommer miterlebt, fühlte sich jauchzend vor Glück. Leben dürfen! Lieben dürfen! Gab es Gewaltigeres?

Immer ungeduldiger wartete sie auf den Tag, an dem sie endlich wieder ins Büro gehen durfte. Mutti war unfassbar lieb gewesen all die Zeit während ihrer Krankheit und hatte ihr doch zum Schluss ganz schön die Nerven geraubt mit ihrer Fürsorge. Sie wollte ja nicht ungerecht sein, aber sie ertrug es einfach nicht, hilflos zu sein – und ihrer Mutter musste sich immer gleich aufopfern, sie konnte nicht anders.

Nur Gerda war kühl wie immer. Aber sie hatte ihr Bücher mitgebracht und den Volksempfänger ins Zimmer gestellt, den Vater endlich gekauft hatte, damit sie Musik hören konnte. Bücher waren ein aufregend neuer Kosmos, Margo hatte sich nie viel aus Lesen gemacht, aber während der Genesung begann sie in Büchern zu versinken: in Goethes »Werther«. In den »Rheinmärchen« von

Clemens Brentano. Und dann lag eines Tages »Wälder und Menschen« von Ernst Wiechert auf ihrem Nachttisch, ein Buch, das man eigentlich nicht lesen durfte, Wiechert gehörte zu den unerwünschten Autoren. Dabei war jedes Wort wahr, das Buch sprach zu ihr, auf jeder Seite, von der Schönheit der Natur und der Schlichtheit des alltäglichen Lebens, von menschlicher Größe und der ersten Liebe. Was war falsch daran?

Sie verstand das nicht. Manchmal war ihr der Führer ein Rätsel.

Endlich war der Tag gekommen, an dem sie morgens wieder ins Büro gehen durfte. Natürlich taten alle bei Photo-Werner, als ob sie entsetzlich vermisst worden wäre. Aber es war vor allem die Buchhaltung, die unter ihrer Abwesenheit gelitten hatte. In ihrem Kabuff stapelten sich die Vorgänge, und sie machte sich mit Feuereifer an die Arbeit. Alles war besser, als sich zu Hause nutzlos zu fühlen: der Schreibtisch mit der zerkratzten Platte, auf dem man die Spuren zahlloser mit hartem Stift am Lineal entlanggeführter Striche sehen und fühlen konnte, das Knarren des Drehstuhls, der Geruch nach saurem Papier und ein wenig nach feuchten Wänden – alles so vertraut und lieb, sogar der Wackelkontakt in der Schreibtischlampe, der sie so oft zur Weißglut gebracht hatte.

Als sie zur Mittagspause in den Hof trat, hörten alle schlagartig auf zu reden.

»Nanu? Gibt es etwas, was ich nicht erfahren darf?« Sie wusste, dass sie schnippisch klang. Aber das Schweigen der Kolleginnen ärgerte sie. War man so schnell vergessen, schon nach vier Wochen Krankheit?

Marianne sah Gudrun an. »Der Kugelblitz hat eine Neue«, platzte es aus ihr heraus.

»Eine Neue? Und die Chefin?«

»Eine neue Fotografin, Dummchen!« Marianne lachte.
»Mit der zieht er Tag für Tag durch die Gegend und fotografiert Hochzeiten.«

»Na und?«

Albernes Gekicher. Gänse.

»Warte, bis du sie gesehen hast«, sagte Marianne geheimnisvoll.

Doch die Neue machte sich rar. Erst nach einer Woche erschien sie eines Mittags im Atelier. Sie hatte offenbar damit gerechnet, allein zu sein, denn die Mädchen aßen ihre Pausenbrote normalerweise im Hof, aber an diesem Tag regnete es.

»Darf ich vorstellen: Helene Pinkus«, trompetete Marianne. »Kriegsfotografin. Mit allen Wassern gewaschen.«

Helene Pinkus lächelte müde. Sie war hoch aufgeschossen, sehr schlank – eher dünn, fand Margo. Ein schmales Gesicht, helle Haut, blasse Sommersprossen. Die roten Haare trug sie straff nach hinten gebunden.

»Kriegsfotografin?«, fragte Margo. Das war schwer vorstellbar, Helene konnte höchstens ein, zwei Jahre älter sein als sie selbst.

»Sie hat den Spanischen Bürgerkrieg überlebt!« Wieder Marianne, mit einer Stimme, als kündigte sie eine Zirkus-sensation an.

Helene Pinkus setzte sich auf den Sessel, auf dem normalerweise die Leute saßen, die porträtiert werden wollten, und packte eine dünne Brotschneide aus. Wie unnahbar sie wirkt, dachte Margo.

Der Krieg in Spanien gegen die Bolschewisten war grausam gewesen, nach allem, was man hörte und las. Er war eben erst vorbei, die Ordnungskräfte um General Franco hatten sich endlich durchgesetzt, nun war dem blutigen Schlachten ein Ende gemacht. Dass sich eine Frau in dieses Inferno gewagt hatte! Margo war sich nicht sicher, ob

sie das bewundern oder frivol finden sollte. Gewiss, auch Frauen sollten für ihre Sache einstehen, aber Krieg war eine Angelegenheit der Männer. Sie hätte sie gern ausgefragt, aber sie traute sich nicht. Nicht hier, nicht vor den anderen.

Erst Tage später begegnete sie Helene Pinkus wieder. Normalerweise war Margo die Letzte, die das Büro verließ. Doch heute brannte im Atelier noch Licht.

Leise öffnete sie die Tür. Marianne war da, ihr Bekannter hatte sie offenbar versetzt. Neben ihr stand die Neue. Marianne blickte auf und winkte Margo heran. Sie hielt eine Fotomappe in der Hand.

»Schau dir das an, Margo. Zum Beispiel dieses Foto hier – da muss man doch mittendrin dabei gewesen sein, oder?«

Margo blickte ihr über die Schulter. »Dieses Foto« zeigte eine Truppe von Männern in hellen Hosen und Hemden, alle trugen Käppis auf dem Kopf und um die Schultern einen weißen Umhang.

»Ach, das.« Helene Pinkus wehrte ab.

Marianne zog das nächste Bild aus der Mappe. Es zeigte eine Hand in Nahaufnahme. Es war keine schöne Hand, sie wirkte rau und rissig, die Nägel waren kurz geschnitten, der Daumennagel schwarz verfärbt.

Margo hielt die Luft an. »Das ist die Hand meiner Mutter«, sagte sie.

Helene blickte auf. Was für Augen, dachte Margo. Das rote Haar war schon auffallend genug, aber die braunen Augen schimmerten wie Bernstein.

»Es ist die Hand *meiner* Mutter«, sagte Helene leise. »Vielleicht haben die beiden etwas gemeinsam?«

»Ja. Putzen und Waschen. Harte Arbeit, und davon viel zu viel.«

Helene nickte und streckte ihre Hände aus. Gebräunte Haut, Sommersprossen, aber glatt und gepflegt.

»Schreibtischhände«, sagte Margo und hielt ihre daneben. »Und genauso sollen sie auch bleiben.«

»Oh, wie süß!« Marianne hielt das Foto eines blond gelockten Kleinkindes hoch.

»Die Tochter einer Schulfreundin aus Berlin.«

»Sie sind aus Berlin?« Was wollte jemand aus der Hauptstadt in einem Kaff wie Stendal? Margo würde lieber heute als morgen weggehen.

»Jetzt sagen Sie uns doch endlich, wer die Prachtburschen hier sind, Fräulein Pinkus!«, verlangte Marianne, die das erste Foto hochhielt, das mit den Männern und den Käppis.

Man sah Helene an, dass ihr die Frage nicht angenehm war. »Man nennt sie Regulares. Es sind Truppen aus Spanisch-Marokko, die an der Seite Francos gegen die Volksfront gekämpft haben. Sie waren die schlimmsten. Mörder und Vergewaltiger.«

»Das kann nicht sein. Das hätte der Generalissimo niemals zugelassen.« Marianne tat, als ob sie tief ins Herz Francos geblickt hätte.

Helene schwieg.

»Aber Sie durften sie doch immerhin fotografieren?«

»Das Foto habe nicht ich gemacht«, sagte Helene. »Man hat mir die Kamera abgenommen, als ich gefangen genommen wurde.«

»Aber warum haben die Leute Francos Sie gefangen genommen?« Mariannes Augen blitzten. »Auf welcher Seite waren Sie?«

»Ich war auf keiner Seite.« Die Stimme der Fotografin hatte jede Farbe verloren. »Ich stand genau dazwischen.«

»Das gibt es nicht! Nicht in einem Existenzkampf! Nicht wenn es darum geht, die rote Gefahr auszuschalten!«

Mariannes laute Stimme klang, als wüsste sie das alles ganz genau.

Helene richtete sich auf und sah Marianne in die Augen, fast liebevoll. »Doch, das gibt es. Ich bin zufällig bei denen gelandet, die noch nicht einmal Spaten hatten, um ihre Toten zu begraben. Bei den absoluten Verlierern.«

Marianne schüttelte den Kopf.

Margo hielt den Atem an. Sie hatte ein Bild vor Augen, das sie mit dunkelster Verzweiflung erfüllte. Es war das, was sie sah, wenn der Schatten übermächtig wurde: einen Tunnel, der nach vorne zu immer enger wurde.

»Helene ...« Sie streckte die Hand aus.

»Ich muss jetzt gehen.« Helene raffte die Fotos zusammen, steckte die Mappe in ihre Tasche, lächelte ihnen müde zu und flüchtete zur Tür hinaus.

»Die ist aber gesprächig«, maulte Marianne.

»Na, wenn du sie derart ins Kreuzverhör nimmst! Wer weiß, was sie alles erlebt hat.«

»Mörder und Vergewaltiger sollen für den Generalissimo gekämpft haben?« Marianne schnaubte ungläubig.

Margo hatte keine Antwort. Vielleicht war es manchmal besser, nicht alles zu wissen.

Ja, Helene Pinkus machte sich rar, entzog sich leise und beharrlich allen Einladungen, sogar denen zur gemeinsamen Kaffeepause. Sie schien noch häufiger unterwegs zu sein als Otto Werner. Und war sie einmal da, dann bemerkte man sie nur, wenn sie im Labor mit Gudrun oder Marianne über die Qualität eines Abzugs stritt. Stritt? Nein, Streit konnte man das nicht nennen. Helene Pinkus bestand mit leiser Stimme auf Qualität, und sie begründete stets mit bewundernswerter Geduld, warum sie einen Abzug mangelhaft und einen anderen gerade mal genügend fand.

»Na, hat sie dich wieder gequält?«, fragte Margo eines

Tages beim Nachmittagskaffee, als Gudrun sich blass und erschöpft neben sie setzte.

»Sie quält mich nicht. Sie versteht was davon«, antwortete Gudrun. »Mehr als der Chef. Sie hat das Auge.«

Das Auge. Ich sehe was, was du nicht siehst, dachte Margo.

»Na gut, sie ist nicht blind, aber das wussten wir schon«, sagte Marianne schnippisch.

Gudrun schüttelte den Kopf. »Sie sieht mehr als das, was da ist.«

»Aha. Und wie kriegt sie das auf einen Film?«

Gudrun zuckte mit den Schultern, doch Margo hatte das bestimmte Gefühl, dass sie es wusste.

X

Margo drehte sich vor dem Spiegel im Nähzimmer ihrer Mutter und begutachtete sich von allen Seiten. Das dunkelblaue Kostüm, das sie am Wochenende genäht hatte, war ihr gelungen, der Rock schmal geschnitten, das Jackett figurbetont mit Schößen. Und dazu der neue Hut – so konnte sie sich sehen lassen.

»Margo von Sedlitz«, flüsterte sie ihrem Spiegelbild zu. Das klang gut, es klang irgendwie richtig und angemessen. Fast hätte sie laut gelacht: Sie führte sich auf wie ein Backfisch, sie kannte ihren schlesischen Ritter ja kaum, und sie wusste auch nicht, ob sie ihn jemals wiedersehen würde. Doch wie sagte Tante Mienchen immer? Wenn man nichts weiß, muss man eben glauben. Also glaubte Margo an ein Wiedersehen, fest und inbrünstig.

Wie durch ein Wunder war es schon am nächsten Tag so weit. Es war erst später Nachmittag, sie verließ ihr Büro früher als sonst, sie hatte noch die Post wegzubrin-

gen. Seit sie im dritten Lehrjahr war, hatte ihr Frau Werner neue Aufgaben anvertraut – »aufgehalst«, wie Mutti fand. Zusätzlich zur Lohnbuchhaltung musste sie nun auch die Korrespondenz erledigen. Ihr war das recht, es unterstrich die wachsende Bedeutung ihrer Position.

Sie genoss jede Minute, in der sie unterwegs war, dann konnte sie ungestört an Alard denken. So vertieft war sie in ihre Träume von ihm, dass sie ihn beinahe übersehen hätte – den Mann, der trotz des warmen Wetters im langen Tuchmantel, den Hut tief in die Stirn gezogen, halb verdeckt hinter einer Linde an der Straßenecke stand, dort, wo sie von der Adolf-Hitler-Straße in die Poststraße abbiegen musste. Und neben ihm bewegte sich etwas, eine große, dunkle Gestalt. Margo schrak zurück.

»Margo!« Seine Stimme klang überrascht. »Wie schön, Sie zu sehen! Sie erinnern sich hoffentlich an mich?«

Sein Anblick verschlug ihr die Sprache. Er sah blass aus und hatte dunkle Ringe unter den Augen. Der Hund neben ihm hatte sich aufgerichtet. Alard von Sedlitz legte dem Tier die Hand auf den Kopf. »Das ist Adelante. Sie ist eine Dogge und sie ist nur groß, aber nicht gefährlich.«

Endlich hatte sie ihre Sprache wiedergefunden. »Was machen Sie in Stendal?«

Eine selten dumme Frage. Was Wunder, dass sie keine Antwort erhielt.

»Darf ich Sie ein Stück begleiten?« Er bot ihr den Arm. Als sie ihre Hand in seine Armbeuge legte, war sie so verwirrt, dass sie fast gestolpert wäre. Zugleich fühlte sie sich geborgen wie noch nie zuvor. Beschützt. Gewärmt. Behütet.

Warum bloß konnte die Post nicht am Ende der Welt liegen? Schneller, als ihr lieb war, erreichten sie die Hallstraße. Alard begleitete sie in den Schalterraum, während Adelante draußen Wache hielt. Ihr zitterten die Knie. Vor

dem Schalter stand eine lange Schlange, und alle starrten sie an, glaubte Margo, die fühlte, wie ihr die Hitze ins Gesicht stieg. Sah man ihnen an, dass sie füreinander bestimmt waren? Spürten alle, wie gut sie zueinander passten?

Als sie die Geschäftspost und die Fotosendungen abgegeben hatte, bestand Alard darauf, sie nach Hause zu bringen. Sie hatte nicht den Wunsch und erst recht nicht die Kraft, ihm das auszureden, so schwach und überwältigt war sie von all den unbekanntem Gefühlen.

Es wurde ein schweigsamer Gang durch die Stadt. Margo wollte die Stimmung nicht zerstören, diese zarte Übereinstimmung zwischen ihnen. Er hatte sie untergehakt, sie spürte jede Bewegung, jeden Muskel in seinem Arm. Noch nicht einmal nach dem Hund mochte sie ihn fragen. Hielten alle so ein Tier, die ein Rittergut in Schlesiens besaßen? Und was fraß so ein Riesenviech am Tag? Die Dogge mit dem seltsamen Namen trottete ruhig hinter ihnen her und nahm auch den Schäferhund nicht zur Kenntnis, der an der Leine eines hageren Mannes im Hausmeisterkittel hing und sie hysterisch anklaffte. Majestätisch wie ihr Herrchen.

Endlich traute Margo sich, etwas zu sagen. »Was macht die Diplomatie?«, brachte sie mit trockenen Lippen hervor.

Er lachte leise. »Sie hat gelernt, sich nicht zu überschätzen.«

»Und ...«

Abrupt blieb er stehen, fasste ihren Arm, drehte sie zu sich hin. Jetzt küsst er mich, dachte sie. Aber er sah ihr ernst in die Augen.

»Liebe Margo, verzeihen Sie bitte. Ich Sorge mich um meinen Vater, deshalb bin ich so wenig unterhaltsam. Ihm wächst die Arbeit auf Gut Mondsee über den Kopf, und ich – ich muss in Berlin meinen Dienst tun.«

Was bringt Sie dann nach Stendal?, wollte sie fragen.

Doch sie fürchtete sich vor der Antwort, denn eigentlich gab es nur zwei Möglichkeiten. Die liebste wäre ihr: Er hatte auf sie gewartet, hatte sie abgepasst, weil er sie ebenso dringend wiedersehen wollte wie sie ihn. Die zweite dagegen ließ sie frösteln. War er womöglich wegen einer anderen gekommen? Wegen Toni?

Viel zu schnell waren sie vor der Haustür angelangt und sie wusste wieder nicht, was sie sagen sollte. Adieu? Auf bald? Wann sehen wir uns wieder?

Alard schien es ähnlich zu gehen. Er nahm ihre Hände, küsste erst die eine, dann die andere, ganz sanft. Dann sah er auf und blickte ihr wieder in die Augen.

Jetzt, dachte sie.

»Mach es gut, liebe Margo.«

Er drehte sich um und ging mit langen Schritten davon, die Hand auf dem Kopf seines Hundes. Sie sah den beiden hinterher, bis sie hinter der nächsten Ecke verschwunden waren.

So, dachte sie, genauso muss sich ein gebrochenes Herz anfühlen.

Wie in Trance schleppte sie sich die Treppe hoch, öffnete die Wohnungstür, ließ den Schlüssel auf den Servierwagen fallen und ging in die Küche. Mutti und Gerda saßen bereits beim Abendbrot, Vater war gottlob nicht da.

»Du armes Kind, haben sie dich wieder Überstunden machen lassen?« Mutter sprang hastig auf, um ihr Tee einzugießen.

Gerda sah sie von der Seite an, während sie sich setzte. »Nach Überstunden siehst du nicht gerade aus, Schwestern«, murmelte sie. »Hast du was angestellt?«

Margo antwortete nicht. Sie mochte nichts essen, obwohl ihr Mutter Brot und Aufschnitt aufdrängte. Das Brot war trocken und die Wurst roch säuerlich. Mit kalten Fingern bestrich sie eine halbe Schnitte mit Margarine,

kaute, versuchte zu schlucken. Die Tränen saßen ihr dicht hinter den Augen, sie warteten nur darauf, herauszufließen, ein falsches Wort und die Schleusen würden sich öffnen. Aber das durfte nicht passieren. Sie ballte die Faust unter dem Tisch, bis ihre Handfläche schmerzte.

Mutti sah immer wieder zu ihr herüber, hoffentlich sagte sie nichts, Margo konnte heute weder besorgte Mütterlichkeit gebrauchen noch die dummen Sprüche ihrer Schwester. Aber auch Gerda ließ sie zum Glück in Ruhe.

Der Rest des Abends verlief friedlich. Gerda las und ihre Mutter strickte. Im Radio spielten sie eine Mozartsonate und in Margos Kopf drehten sich die Gedanken im Kreis: Was zog Alard nach Stendal? Warum hatte er Schatten unter den Augen? Wer war sie, die Frau, die andere? Sie war mittlerweile von deren Existenz überzeugt. Doch wie konnte sie der Wahrheit auf die Spur kommen?

Fast wäre sie vor Erschöpfung auf dem Sofa eingeknickt, als ihr die Lösung einfiel. Sie war ganz einfach: Am Sonntag würde sie unangemeldet bei Seligers vorbeigehen – die hatten es schließlich nicht so mit der Etikette – und sich für die nette Einladung bedanken. Dann würde sie sich nach Henri erkundigen, der natürlich nicht da wäre, und endlich, ganz beiläufig, nach Alard fragen.

Das Hausmädchen ließ sie eintreten. Schon auf dem Flur hörte man Klaviergeklimper.

»Besuch!« Das Mädchen öffnete die Tür zum Wohnzimmer. Toni saß am Klavier. Sie ließ sich Zeit, bis sie sich zu Margo umdrehte. »Was verschafft mir die Ehre?«, fragte sie kühl.

»Ich wollte mich bei deiner Mutter für den netten Abend bedanken.« Margo konnte es an Kühllheit mit der Schulfreundin ohne Weiteres aufnehmen.

»Meine Mutter ist unpässlich.«

»Darf ich mich trotzdem setzen?«

»Wenn du darauf bestehst.«

Margo ließ sich auf einem Stuhl nieder, der so un bequem war, wie er aussah.

»Es war sehr schön bei euch kürzlich. Du spielst großartig.« Sie versuchte so zu klingen, als ob sie es ehrlich meinte.

»Ach ja?«

»Aber vielleicht hat dich auch der Mann neben dir inspiriert? Wie hieß er noch gleich?«

»Alard von Sedlitz. Ich hab gesehen, wie du ihn angestarrt hast. Er ist nichts für dich. Du bist nichts für ihn.« Toni kniff den Mund zusammen und blickte an ihr vorbei.

Margo spürte, wie ihr die Hitze ins Gesicht stieg. Sie sah die Szene genau vor sich: wie Alard neben Toni auf dem Klaviersessel saß, ganz nahe. Wie er mit Toni getanzt hatte, während sie Konversation mit Henri machen musste. Wie Toni sich an ihn geschmiegt hatte, das rabenschwarze Haar nach hinten geworfen. Wie sie ihn »Ali« genannt hatte. Deshalb also war Alard in Stendal. Wegen Antonia Seliger.

»Aber er ist der Richtige für dich?« Die Worte waren heraus, bevor sie sich kontrollieren konnte.

Tonis Gesicht wurde flammend rot und gleich darauf schrecklich blass.

Margo starrte sie an. So war das also. Toni hatte sich Hoffnungen gemacht und war nicht auf Gegenliebe gestoßen. Das Gefühl, das sich in ihr ausbreitete, war unbeschreiblich, fast wäre der Triumph aus ihr herausgesprudelt: Alard von Sedlitz war nicht wegen Toni nach Stendal gekommen!

»Er ist auch nichts für dich. Für ein Kind, das noch aufs Oberlyzeum geht und Kniestrümpfe trägt«, sagte sie mit beißendem Spott. »Vergiss ihn, Toni.«

Sie stand auf und ging.

XI

»Ist jemand da?«

Margo war morgens meistens die Erste, aber heute stand die Ladentür schon weit offen.

»Ich dachte, ich lasse mal frische Luft herein.« Helene sortierte hinter der Theke die Kartons mit den entwickelten Filmen und Abzügen ein. »Bevor es aus dem Labor wieder mieft.«

Margo lachte und schälte sich aus dem Mantel. »Warum so früh?«

»Nicht viel früher als du.« Helene lächelte. Sie duzten sich mittlerweile, was Margo schmeichelte, Helene kam ihr so viel älter und erfahrener vor.

»Ich finde es schön, wenn niemand da ist und man sich in aller Ruhe Gedanken machen kann.« Margo nahm die Post von der Theke. »Was könnte man nur aus dem Laden machen, wenn er etwas mehr vom neuen Geist atmete.«

»Neuer Geist?« Helene tat, als ob sie noch nie etwas davon gehört hätte.

»Wir könnten ein bisschen mehr Patriotismus zeigen, unsere besten Kunden sind schließlich Soldaten.«

Wenn an den anderen Häusern die roten Hakenkreuzfahnen wehten, blieb Otto Werners Laden unbeflaggt. Seltsamerweise hatte ihm das bislang keinen Ärger eingetragen – vielleicht, weil die Häuslers in der ersten Etage ihre Fahnen bis hinunter zur Ladenfront hängen ließen. Aber vernünftig war das nicht.

»Und dann die Buchhaltung – ich habe ja schon die Ablage neu organisiert, aber die Kontoführung ist nicht gerade auf dem neusten Stand.« Obwohl Helene nickte, rechnete Margo nicht damit, dass sie verstanden wurde.

Sie schien die Einzige zu sein, die sich für Zahlen und Bilanzen interessierte.

»Ja, Otto ist eine Künstlernatur, nicht fürs praktische Leben gemacht. Man kann ihn noch nicht einmal für Farbfotografie begeistern.« Helene hatte den letzten der Fotokartons eingeordnet und griff nach ihrer Handtasche, die geöffnet auf der Theke stand. Ein Briefumschlag flatterte zu Boden. Margo bückte sich und hob ihn auf. Ein Brief aus Berlin.

»Nachrichten von zu Hause?«

»Ja, danke dir.«

»Aus Berlin?«

»Ja.«

»Von deinen Eltern?«

Helene nickte, griff nach dem Brief und lächelte Margo an. Dann huschte sie davon.

Margo sah ihr hinterher und wunderte sich. Als ob sie etwas Unanständiges gefragt hätte! Es mochte ja sein, dass Helene »das Auge« hatte, wie Gudrun behauptete, dass sie einfach mehr sah als andere. Marianne hatte sie deshalb spöttisch »die Seherin« getauft. Aber Helene verbarg auch mehr als andere, vor allem ihr Privatleben. Vielleicht hatte sie keins?

Tagsüber bekam man sie selten zu sehen und abends war nun nicht mehr Margo, sondern Helene meist die Letzte. Margo begann, nach Feierabend im Labor oder im Atelier nach ihr zu schauen, bevor sie ging. Nicht dass Helene sonderlich gesprächig war, aber dass sich Margo für ihre Fotoarbeiten interessierte, schien ihr zu gefallen. Ganz allmählich wurde ein allabendliches Ritual daraus.

Als Margo an einem Mittwochabend ins Atelier kam, saß Helene bereits auf dem roten Samtsofa, hinter ihr die Bibliothekskulisse, die Otto Werner seit einiger Zeit be-

vorzuzugte. »In einer Zeit, in der man Bücher verbrennt, sollte man daran erinnern, was sie uns bedeuten«, lautete seine Begründung, auch Kunden gegenüber, die ängstlich schauten, ob auf dem Bild Werke zu erkennen waren, die man bei der Partei für »undeutsch« hielt.

Normalerweise trug Helene ihre Haare streng nach hinten gebunden, aber heute war ihr helles Gesicht umrahmt von kupfernen Locken. Sie lächelte. Margo starrte sie sprachlos an. Wie schön sie sein konnte, diese seltsame Person, die sonst immer so tat, als wolle sie sich zum Verschwinden bringen.

»Meine Mutter hat gebacken«, sagte Margo hastig. Sie hielt noch immer die beiden Teller in Händen, auf die sie den Kuchen verteilt hatte, und stellte sie linkisch auf den Tisch. Helenes Lächeln vertiefte sich. Als ob sie sich auf mich gefreut hätte, dachte Margo und wunderte sich ein wenig. Doch vielleicht war es auch nur der Kuchen. Denn Helene stürzte sich auf ihre Portion mit einer Gier, die darauf schließen ließ, dass sie tagsüber nichts gegessen hatte. Sie sah ganz danach aus – fast durchscheinend mager. Wie jemand, um den sich niemand kümmert, dachte Margo, und war mit einem Mal ihrer Mutter dankbar für ihre Fürsorglichkeit, auch wenn sie es damit so oft übertrieb.

»Danke!«, sagte Helene und legte die Gabel beiseite. »Ich muss Hunger gehabt haben. Bestell deiner Mutter einen schönen Gruß: Ich liebe Käsekuchen. Ihrer ist besonders köstlich.«

»Das wird sie freuen!«

»Ich habe auch etwas mitgebracht. Bin gespannt, was du sagst.« Helene griff nach der Fotomappe, die neben ihr lag, und öffnete sie.

Margo war, als hätte sie Stendal noch nie so gesehen. Helene hatte ganz und gar alltägliche Szenen eingefangen, aber die Menschen auf den Fotos wirkten, als ob sie

gleich aus dem Bild heraustreten würden. Spielende Kinder am Adolf-Hitler-See. Ein Brautpaar neben dem ungeschlachten steinernen Roland vor der Gerichtslaube. Eine alte Frau am Fenster des Winckelmann-Cafés.

»Farbfilm. Faszinierend, oder?«

Margo nickte.

»Der Dreischichtfarbfilm von Agfa besteht aus Fotoemulsion, die sich aus Silberbromid-Kristallen und Farbkuppler zusammensetzt. Die oberste Schicht ist sensibilisiert für blaues Licht, die mittlere für grünes und blaues, die unterste für rotes und blaues Licht.«

Margo verstand kein Wort, was man ihr offenbar ansah, denn Helene begann zu lachen. »Wenn ich damals in Spanien bereits Farbfilm gehabt hätte ...« Sie klappte die Fotomappe zu.

Spanien. Das war das Stichwort. »Warst du nicht ein bisschen jung – für Spanien? Ich meine: der Krieg? Und du als Frau?«

Helene lachte wieder, aber es klang nicht mehr fröhlich.

»Wenn ich nicht jung und naiv gewesen wäre und wenn ich nachgedacht hätte, wäre ich niemals dorthin gefahren.« Sie blickte an Margo vorbei zur Tür.

Keine Angst, hätte Margo beinahe gesagt. Da ist niemand. Du musst nicht gleich wieder davonlaufen.

Helene verschränkte die Arme vor der Brust, als ob ihr kalt wäre. »Eine Zeitung aus der Schweiz suchte einen Kriegsreporter. Ein Freund von mir, Paul, bekam den Auftrag, aber er verstand nichts vom Fotografieren. Deshalb bin ich mitgefahren. Mein Vater hatte mir zum 18. Geburtstag eine Agfa geschenkt, das Fotografieren habe ich mir selbst beigebracht, und jetzt wollte ich zeigen, was ich kann.« Sie senkte den Kopf. »Das war alles. Wir wussten beide nicht, worauf wir uns da einließen.«

»Und deine Eltern? Haben die dich einfach so fahren lassen?« Unvorstellbar, dachte Margo. Ihre Eltern würden so etwas nie zulassen.

»Natürlich nicht. Ich habe ihnen vorgelogen, ich würde beim Schweizer ›Standard‹ eine Fotoausbildung erhalten. Den Brief dazu hat Paul auf dem Briefpapier des Chefredakteurs geschrieben, das er im Büro der Sekretärin geklaut hatte, ein Glück, dass man ihn dabei nicht erwisch hat. Meine Mutter wollte mich bis zuletzt nicht gehen lassen. Nur mein Vater ...« Sie biss sich auf die Unterlippe. »Ich glaube, er hat etwas geahnt. Aber er glaubt an mich. Er hat mich immer unterstützt.«

Dass es solche Väter gab!

»Die Jugend der Welt war auf dem Weg nach Spanien, die einen auf der Seite der Internationalen Brigaden, die anderen bei den Rebellen um Franco. Die dritte Partei waren die Anarchisten, die weder die einen noch die anderen mochten und die von beiden Seiten verabscheut wurden. Ausgerechnet bei denen sind wir gelandet. Es dauerte Wochen, bis wir endlich ankamen. Und dann ...«

Helene setzte sich aufrecht hin und faltete die Hände. Ihre Stimme klang flach und ohne Emotion. »Wir sind zwischen die Feuer geraten. Zwischen die Franco-Rebellen und die Republikaner mit ihren kommunistischen Freunden. Paul ist von einem deutschen Kommunisten erschossen worden. Mich haben die Soldaten Francos festgesetzt.«

»Glück gehabt«, sagte Margo.

»Glück?« Helene blickte sie an. »Vielleicht. Man war auf keiner Seite sicher. Vor allem nicht, wenn man bei den Anarchisten erwisch wurde.«

Die Anarchisten? Margo wusste nicht genau, wer oder was das war.

Helene lachte leise. »Die Geschichte der Sieger lässt

von den Besiegten nur einen schäbigen Begriff übrig, irgendein Wort, das schon wenige Jahre später niemand mehr versteht. Sagen wir es so: Am gefährlichsten war es auf allen Seiten, wenn man eine Frau war.«

Margo hielt den Atem an. Die Roten hatten Kinder ermordet und Frauen vergewaltigt, in den Zeitungen hatten die schrecklichsten Geschichten gestanden. Und die Regulares, die Hilfstruppen Francos, die Männer auf dem Foto, von denen Helene das letzte Mal erzählt hatte? Auch Mörder und Vergewaltiger, hatte sie behauptet. Ob Helene so etwas passiert war? Allein die Vorstellung war furchtbar. Lieber sterben, dachte sie.

»Spanien war ein Schlachthof«, sagte Helene. »Verlassene Dörfer, ausgebombte Häuser, verbranntes Vieh und Leichen, die nicht beerdigt wurden. Das ganze Land stank. Nach Blut und Verwesung und Exkrementen.«

Nein, Margo konnte sich das nicht vorstellen. Hier in Deutschland war so etwas undenkbar.

»Und – deine Fotos?«

»Die ich weggeschickt habe, sind nie in der Schweiz angekommen. Die letzten drei belichteten Filme haben sie mir gestohlen, als ich eingesperrt war.«

»Wenigstens bist du heil aus Spanien herausgekommen.«

»Ein Mann vom Auswärtigen Amt hat mich rausgeholt.« Helene strich sich eine Haarsträhne aus der Stirn. »Ich bin ihm ewig dankbar.« Ihr Gesicht veränderte sich. Wurde weich, fast mädchenhaft.

»Und jetzt du, Margo. Was war dein größtes Abenteuer?«

Abenteuer? Das war ein Fremdwort in ihrem Leben.

»Ich meine: Was würdest du tun, wenn dir alle Wege offenstünden?«

Ich will Frieden. Und einen Beruf, der mich ausfüllt.

Und – Alard. Aber das kam ihr plötzlich alles viel zu bedeutungslos vor im Vergleich zu dem, was Helene erlebt hatte.

»Auto fahren«, sagte sie. Es war der größte Gegensatz zu ihrer Arbeit und ihrem Leben, den sie sich vorstellen konnte.

Helene lachte. »Komm, setz dich auf den Thron«, sagte sie und sprang auf. »Ich fotografiere dich. Wenn du die Handelsgesellenprüfung bestanden hast, brauchst du ein standesgemäßes Foto.«

XII

Nach jedem zehnten Tag im Monat war bei Photo-Werner »Großkampftag«, wie Marianne das nannte. Dann war der Sold ausgezahlt, und die Soldaten standen bis auf die Straße Schlange, um ihre Fotos abzuholen. Das war immer ein Mordsspaß. Doch seit der Mobilmachung war es im Laden ruhig geworden. Dafür herrschte zu Hause helle Aufregung.

»Wie soll ich denn meinen Haushalt versorgen?« Mutti war den Tränen nahe. Margo sah Gerda fragend an, die ausnahmsweise mal nicht am Küchentisch über ihren Büchern saß.

»Seit heute sind die meisten Lebensmittel rationiert. Mutti sieht uns schon am Hungertuch nagen«, sagte ihre Schwester leise.

»Dann essen wir eben weniger. So schnell verhungert man nicht.« Margo nahm ihre Mutter in den Arm. »Es wird uns allen guttun, mal nicht immer nur an die nächste warme Mahlzeit zu denken, vor allem Vater. Es gibt Wichtigeres im Leben.«

Gerda bedeutete ihrer Schwester, ihr in den Flur zu fol-

gen. »So einfach, wie du glaubst, ist das nicht«, sagte sie leise. »Wir bekommen zwar Ausweiskarten für vier Personen, aber die Mengen an Lebensmitteln sind begrenzt und nur in ganz bestimmten Geschäften zu erhalten. Und dann Kaffeersatz – und das auch noch viel zu wenig.«

»Na und? Vater wird doch mal auf was verzichten können?«

»Schon. Aber begreifst du nicht? Erst haben wir mobilgemacht, und jetzt wird rationiert. Das kann nur eines bedeuten.«

Obwohl Mutter strikt dagegen war, dass am Abendbrottisch politisiert wurde, gab es an diesem Tag kein anderes Thema. Vater schimpfte auf das »freche Polackenpack« und die »verlogenen Engländer«. »Einkreisungspolitik wie 1914«, trompetete er. »Wir müssen uns auf alles gefasst machen!«

»Du meinst Krieg?«, flüsterte Mutter.

Er legte Messer und Gabel zur Seite und straffte den Rücken.

»Sie zwingen uns dazu. Und ich sage euch: besser ein Ende mit Schrecken als ein Schrecken ohne Ende.«

Es dauerte ein paar Tage, bis wieder Routine ins Leben einkehrte. Zu Hause war es friedlich, Vater war meist unterwegs. Nach Feierabend saßen Margo, Gerda und ihre Mutter im Wohnzimmer und hörten Musik aus dem Radio, als eines Abends plötzlich die Sendung unterbrochen wurde.

»Der Führer spricht«, sagte Gerda und drehte die Lautstärke hoch.

Die vertraute Stimme ging Margo unter die Haut. Ruhig trug der Führer einen Sechzehn-Punkte-Plan vor, der all ihre Bedenken zerstreute. Bisher hatte sie immer nur mit einem Ohr zugehört, wenn Vater auf den

schändlichen Vertrag von Versailles und auf den polnischen Korridor geschimpft hatte. Sie hatte das nie sonderlich interessiert, man konnte es ja nicht ändern. Und wenn man nichts tun konnte, war es verlorene Liebesmüh, sich deshalb zu grämen. Aber Danzig war nun einmal eine deutsche Stadt, und es ging doch nicht an, dass Ostpreußen vom Deutschen Reich völlig abgetrennt war. Man musste mit polnischen Zügen durch polnisches Gebiet fahren, um dorthin zu gelangen, ein unhaltbarer Zustand! Und das alles nur, damit die Polen einen Zugang zum Meer hatten, wozu auch immer sie den brauchten. Der Führer aber machte ihnen nun ein unfassbar großzügiges Angebot: Polen durfte seinen Zugang zum Meer behalten, wenn Deutschland freie Fahrt nach Ostpreußen garantiert wurde.

»Dem müssen sie zustimmen!«, sagte sie, als Hitler geendet hatte. »Es gibt keinen Krieg.«

Mutter strahlte. »Gott sei Dank!«

Nur Gerda schaute skeptisch wie immer. Doch als Mutter in die Küche ging und mit der für besondere Anlässe gedachten Flasche Likör und drei Gläsern zurückkam, stieß auch Gerda mit an.

Es war herrlich warmes Wetter, und Margo bedauerte, in ihrem Kabuff über den Akten sitzen zu müssen. Doch am Ende eines Monats war immer viel zu tun, heute war schon der 1. September, und sie hatte das Kassenbuch noch nicht abgeschlossen. Selbst zur Mittagspause ging sie nicht raus zu den anderen in den Hof.

Durchs Fenster glaubte sie die Stimme des Führers zu hören, einer der Nachbarn hatte sein Radio extra laut gestellt. Margo wollte sich nicht ablenken lassen und hörte nicht hin. Aber Frau Werners scharfe Stimme riss sie aus ihrer Konzentration.

»Alle ins Atelier! Sie auch, Fräulein Hegewald!«

Im Atelier standen schon alle um Otto Werner herum, der bedrückt wirkte.

»Es gibt schlechte Nachrichten«, sagte er. »Die Wehrmacht hat Polen angegriffen.«

Erst sagte niemand etwas. Dann rief Marianne: »Unsere Helden!« und klatschte in die Hände. Zögernd tat Margo es ihr gleich, obwohl ihr nicht ganz klar war, was sie da beklatschte.

»Freut euch nicht zu früh«, sagte Otto Werner müde. »Wenn das mal gut geht.«

»Aber der Führer hat doch recht! Die Polen haben all unsere Friedensbemühungen sabotiert!«, rief Marianne.

»Mag sein, aber ...« Otto Werner schüttelte den Kopf. »Respite finem. Bedenke die Folgen.«

»Der Führer will das Unrecht heilen, das man Deutschland nach dem Krieg angetan hatte. Es geht um nichts als um legitime deutsche Rechte.«

Irgendwie hatte Marianne recht. Margo merkte, dass sie nickte.

Otto Werner, der eben noch kraftlos wirkte, richtete sich auf. »Wir wollen das Beste hoffen. Ich habe beschlossen, das Geschäft bis Montag zu schließen. Genießt das Wochenende bei diesem strahlenden Wetter! Wir sehen uns wieder mit dann hoffentlich guten Nachrichten.«

Jetzt klatschten alle. Nur Helene Pinkus nicht, aber das fiel Margo erst auf, als sie auf dem Weg nach Hause war.

»Du bist bleich im Gesicht, Schwesterlein«, sagte Gerda am nächsten Morgen.

»Das kommt davon, wenn man dauernd über seinen Büchern sitzt«, antwortete Margo. Eigentlich war das Mutters stehende Redewendung in Bezug auf Gerda, den Bücherwurm. Die aber sah gestählt und gebräunt aus.

»Wir machen eine Radtour, ein paar Klassenkameraden und ich, in die Letzlinger Heide. Wie wär's?«

Margo zögerte. Sie hatte eigentlich vorgehabt, in Ruhe das Buch von Richard Schöneberg zu lesen, das die Chefin ihr geliehen hatte, »Die neue Buchhaltung«. Andererseits – warum nicht auch mal ausspannen? Vielleicht dämpfte das ihre Unruhe und vertrieb die Gedanken an den Krieg, der näher gerückt zu sein schien.

Mutters Fahrrad stand im Keller, und dort stand es schon lange. Es musste also erst gesäubert und geölt und aufgepumpt werden, wobei sich Margo reichlich dämlich anstellte.

»Schau, wenn du die Luftpumpe so ansetzt, siehst du ...« Gerda war die Hilfe in Person.

Was war nur mit ihr geschehen in all den Monaten, in denen Margo nicht richtig hingesehen hatte, weil sie im Kopf mit anderen Dingen beschäftigt war? Sie hatte früher oft genug über Gerdas Weltfremdheit gespottet. Jetzt war sie diejenige, die sich vor Spott zu fürchten hatte. Sie verstand nichts, aber auch gar nichts von Fahrradmechanik und hatte im Übrigen seit Monaten auf keinem Drahtesel mehr gesessen. Doch siehe da: Die fleißige Schülerin mit der kaum noch auffallenden Gehbehinderung erwies sich als praktisches Talent. Selbst Mutter ließ sich von Gerda anstecken und holte alles, was sie erübrigen konnte, aus der Speisekammer, um ihnen Reiseproviand mitgeben zu können, nicht ohne sie ständig zu ermahnen, gut auf sich aufzupassen.

Endlich standen sie unten auf der Straße, die Räder zwischen den Beinen. »Danke, dass du mich ablenkst, du Genie.«

»Gern geschehen. Ich sage nur: Kraft durch Freude!«
Margo grinste zurück. »Na denn: Mumm durch Fez!«
Lachend fuhren sie los.

Obwohl sich bald bemerkbar machte, dass Margos Hinterteil den Fahrradsattel nicht gewohnt war, genoss sie den warmen Wind, der ihr das Haar aus dem Gesicht strich. Über Feldwege fuhren sie hinaus, ein kurzes Stück an der Bahn entlang, dann durch den Wald Richtung Colbitz. Sie war vielleicht nicht ganz so flott wie Gerda und erst recht nicht so schnell wie Monika, ihr Bruder Rolf und dessen Freund Peter, aber sie blieb nie so weit zurück, dass man auf sie warten musste, und darauf war sie richtig stolz.

Sie war auch nicht die Erste, die nach einem Picknick rief, das war Monika. Hinter Gardelegen lehnten sie die Fahrräder an einen Weidezaun, breiteten Decken auf der Wiese aus, und jeder legte etwas von seinem Proviant in die Mitte. Noch nie hatte ihr eingelegte Sülze so gut geschmeckt.

Die Nacht verbrachten sie auf einer Lichtung, ohne Zelt, direkt unter den Sternen. Rolf spielte Mundharmonika, Gerda trug Gedichte vor. »Herr, es ist Zeit. Der Sommer war sehr groß.« Ach, Rilke. So oft gehört. Und doch hatte Margo einen Kloß im Hals, als es hieß: »Wer jetzt allein ist, wird es lange bleiben, wird wachen, lesen, lange Briefe schreiben.« Ob es so kommen würde in ihrem eigenen kleinen Leben?

Peter musste sie angesehen haben, denn als sie aufblickte, lächelte er. Ob er Ähnliches empfand wie sie? Sie lächelte zurück.

Erschöpft und glücklich machten sie sich am nächsten Tag auf den Weg zurück. Was für ein wunderbares Wochenende das gewesen war! Keiner hatte auch nur ein Wort über das Weltgeschehen verloren, über Polen, die Briten, den vergangenen oder einen zukünftigen Krieg. Margo nahm sich vor, das Leben öfter so zu genießen. Es konnte doch nicht immer alles nur Pflicht und Arbeit sein.

Es war längst Abend, als sie sich der Blumenthalstraße

näherten. Margo spürte, dass auch Gerdas Stimmung sank. Vater würde wahrscheinlich wieder ein entsetzliches Theater machen, weil sie so spät noch unterwegs waren.

Mutti passte sie im Flur ab. Die Wohnung war dunkel, nur im Wohnzimmer brannte Licht und man hörte das Radio. »Ab ins Bett«, flüsterte sie. »Damit er nicht merkt, dass ihr euch verspätet habt.«

Am Montag war Margo wie immer noch vor Marianne und Gudrun im Laden, doch die Erste war sie nicht. Im Atelier murmelte jemand, es hörte sich nach Otto Werner an, er schien auf jemanden einzureden. Auf die Chefin? Die hätte längst Widerworte gegeben.

Doch was ging sie das an?

Beherzt machte sie sich an die Arbeit. Irgendwann hörte das Murmeln auf, es klappte eine Tür und sie hörte müde Schritte auf dem Flur. Otto Werner stand im Türrahmen.

»England und Frankreich haben uns gestern den Krieg erklärt«, sagte er, ohne sie anzuschauen, drehte sich mit hängenden Schultern um und schlurfte hinaus. Sie sprang so heftig auf, dass ihr Bürostuhl beinahe umgekippt wäre, und lief ihm hinterher.

Also doch Krieg. Sie hatte keine rechte Vorstellung, was das bedeutete. Der letzte Krieg war gerade einmal zwanzig Jahre her und er musste furchtbar gewesen sein, egal was ihr Vater erzählte, der von der Kameradschaft schwärmte, die damals herrschte. Vom Zusammenhalt und dass uns hart macht, was uns nicht umbringt.

»Was heißt das? Was wird geschehen?«

»Ich weiß es nicht, liebes Kind, ich weiß es wirklich nicht«, sagte Otto Werner. Er hatte bereits die Kamera tasche umgehängt. Die Ladenglocke schepperte, als die Tür hinter ihm zufiel.

Zur Mittagspause versammelten sich die Mädchen im Atelier, Marianne hatte Kuchen mitgebracht, alle redeten aufeinander ein.

»Was heißt schon Krieg! In vierzehn Tagen ist alles vorbei!«, rief Marianne.

Helene Pinkus, die in der Tür gestanden hatte, drehte sich wortlos um und verließ das Atelier. Eine Viertelstunde später kam Inge Werner, klatschte in die Hände und rief »An die Arbeit! Jetzt aber flott!«. Margo war nicht unglücklich darüber, wieder in ihr stilles Kabuff zurückzukehren, wo nichts anderes aufmarschierte als ihre Zahlenkolonnen, in denen tadellose Ordnung herrschte.

Und so verging der Tag mit Arbeit. Viel zu früh war Feierabend, und obwohl sie gar keine Lust auf das hatte, was sie zu Hause erwartete, verließ Margo den Laden pünktlich. Mutter würde weinen und Vater triumphierend herumstolzieren. Beides war unerfreulich. Überdies musste sie heute schon wieder allein nach Hause laufen, Marianne war auf einem Kurs von »Glaube und Schönheit«. Die neue Organisation machte den Bund Deutscher Mädels zwar nicht wirklich attraktiver, aber Marianne schwor auf die Lehrgänge für die künftigen »Mütter deutschen Nachwuchses«.

In der letzten Zeit tat sie besonders wissbegierig, doch alle wussten, dass sie sich in Wirklichkeit mit ihrem ständigen Begleiter traf. Auch das schulte wahrscheinlich im Hinblick auf den deutschen Nachwuchs. Vielleicht sollte sie sich damit besser beeilen? Auch ein SS-Hauptsturmführer hatte sein Vaterland im Krieg zu verteidigen.

Es war still auf den Straßen und selbst die älteren Herrschaften, die sonst immer in den Fenstern hockten, hatten sich in ihre Wohnungen vor die Rundfunkapparate verzogen, man hörte das Geplärre bis auf die Straße.

Auch den alten Hegewald hörte man schon unten